







Germ. gen. 514.

R

P A R A L L E L E

Z W I S C H E N

L E O P O L D I I.

U N D

A L B R E C H T I I.

PARALLELE
ZWISCHEN
LEOPOLD II.
UND
ALBRECHT II.

VON
IOSEPH v. WACKERBARTH.



E leggi imporre, ed introdur costume,
Ed arti, e culto di verace Nume.

TOR. TASSO.

LEIPZIG,

BEI GEORG EMANUEL BEER. 1793.



DEM
HERREN
HAUPTMANN VON WACKERBARTH
IN KOEGL,
MEINEM
ONKEL UND VATER,
AUS INNIGSTER DANKBARKEIT
GEWEIHT.

ИЗДАНИЕ
ИЗДАНИЕ
ИЗДАНИЕ

ИЗДАНИЕ
ИЗДАНИЕ
ИЗДАНИЕ

VORERINNERUNG.

*U*m dieses kleine Buch in die weite Welt zu schicken, bedarf es wohl nicht erst einer weit-schweifigen Vorrede von der Entstehungsart, dem dadurch abzuzweckenden Nutzen, und den Triebfedern, dasselbe öffentlich bekannt gemacht zu haben. Jedoch möchte es für den grössten Theil meiner Leser nöthig seyn, dieser Abhandlung eine kurze Vorerinnerung mit auf den Weg zu geben.

Wenn ich die Geschichte der Vorzeit lese, so pflege ich sie, so weit meine Kräfte sich erstrecken, mit der neuern, oder der aus dem gegenwärtigen Jahrhunderte, zu vergleichen. Dies that ich mit dem zweiten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts. Hier fand ich einen Mann, der einige Aehnlichkeit mit einem andern aus unserm

sern Zeitalter zu haben schien. Ich betrachtete sie beide genauer, entdeckte mehrere Uebereinstimmungen, und so erwachte der Gedanke in mir, zu versuchen, ob ich fähig wäre, eine Parallele zwischen diesen zwei Männern zu schreiben.

Der Zweck jeder historischen Schrift scheint Belehrung und Vergnügen zu seyn. Bin ich also erst überzeugt, dass diese kleine Arbeit meinen beurtheilenden Richtern nicht durchaus missfallen hat, für andere Leser nicht ganz uninteressant gewesen ist, und manchem vielleicht auch noch zu einem belehrenden Vergnügen dienen könnte; so habe ich mein vorgesetztes Ziel vollkommen erreicht, und niemand kann dann glücklicher seyn, als ich.

Diesem Versuche sollten eigentlich zwei vollständige Lebensbeschreibungen vorangehen: aber ich bin in jeder Rücksicht zu schwach dazu. Meine Zeit ist zu eingeschränkt, die Masse meiner Kenntnisse noch viel zu klein, und an Urkunden fehlt mirs gänzlich. Ich überlasse also diese Arbeit einem meiner Mitbürger, der mehr Musse hat, mehr Fähigkeiten besitzt, mehr Kenntnisse eingeerndet hat, und über ungedruckte Historiendenkmäler besser schalten und walten kann, als ich.

Wun-

Wundern muss man sich aber doch in der That, dass es unter den vielen kaiserlichen und königlichen Schreibern auch bis auf den heutigen Tag noch nicht einem einzigen eingefallen ist, eine kurze Lebensbeschreibung ihres ersten und besten Regenten aus dem österreichischen Hause zu entwerfen. Woher mag es wohl kommen, dass die zwanzig Millionen, Jahrhunderte lang so undankbar gegen ihren guten ALBRECHT seyn konnten? — Hat es dem Despotismus der Vorzeit gelingen können, jeden Funken der Vaterlandsliebe so ganz zu ersticken? —

Bei LEOPOLDEN werden wir und kommende Generationen dies ohne Zweifel nicht zu befürchten haben: denn schon ist in der Allgemeinen Litteraturzeitung eine vollständige Lebensbeschreibung von ihm angekündigt worden, die zur Ostermesse herauskommen sollte, bis jetzt aber, so viel ich weiss, noch nicht erschienen ist. Ueberhaupt möchte es wohl auch noch ein wenig zu zeitig seyn, schon im ersten Jahre eine gute Lebensbeschreibung von ihm erwarten zu wollen, da sich vielleicht noch erst manches entwickeln muss, was den Geschichtsforschern des künftigen Jahrhunderts genau zu durchschauen, aufbehalten seyn wird.

Wollte

Wollte ich von den Schwierigkeiten, welche mir bei der Ausarbeitung aufgestossen sind, und von den Thaten, welche ich hierbei geleistet habe, in einer hochtrabenden Sprache reden; so würde auf diesem Erdballe vielleicht nichts thörichtereres begangen seyn, als dies. Männer wissen es ohne mein Erinnern von selbst, dass ein Buch, oder Büchlein, welches nicht ganz mit ein Paar Fingern zusammengeschrieben worden ist, zu verfertigen, wohl nicht völlig so leicht seyn kann, als eine Pfeife Taback gemächlich zu rauchen. Und Kindern es vorerzählen zu wollen, würde nicht nur unnütz seyn, sondern auch überdies noch eine Pralerei, einen eingebildeten Stolz und eine eitle Selbstgenügsamkeit im höchsten Grade verrathen.

Vielleicht wird sich mancher daran stossen, dass ich zwei Männer aus einem und demselben Hause zur Vergleichung gewählt habe; allein ich sollte glauben, dass dies bei vorurtheilsfreien Männern von keinem Einflusse seyn kann, zumal wenn sie sehen, dass beide sich ausserordentlich ähnlich gewesen sind.

Da nun einmal das schwache Geschöpf, der Mensch, nichts Vollkommnes zu leisten vermag; so glaube ich gern schon im voraus, dass sie mannig-

mannigfaltige Fehler und Mängel beim weitem Fortlesen antreffen werden. Ich kann hierbei weiter nichts thun, als sie deswegen um Verzeihung und um gütige Nachsicht derselben aufrichtig bitten.

Ich unterwerfe mich mit Vergnügen allen meinen Herren Recensenten: denn ich bin überzeugt, dass sie etwas Böses nie sagen, und bei meiner Schwäche mit mir vielmehr einiges Mitleiden haben werden. Jede Ermahnung wird mir angenehm seyn, und jede Erinnerung werde ich mit wahrem Danke annehmen. Sollte diese Vergleichung vielleicht das unerwartete Glück haben, eine zweite Auflage zu erleben, so würde ich gewiss alles verbessern, was nur auf irgend eine Art zu verbessern seyn könnte, und hier zugleich ihre gütigen Bemerkungen dankbar zu benutzen suchen.

Anfangs war ich Willens, dieser kleinen Schrift folgenden Titel zu geben: *Parallele zwischen Leopold dem Weisen und Albrecht dem Weisen.* Bei LEOPOLD würde unstreitig niemand etwas zu erinnern gehabt haben: aber vielleicht wäre es nicht so bei ALBRECHT gewesen. Da es bis jetzt noch kein Schriftsteller that, da man schon einem
AL-

ALBRECHT aus dem österreichischen Hause im 13. Jahrhunderte den Beinamen eines *Weisen* ertheilt hat, und da man mir es als unbescheidene Anmassung gegen die alten herkömmlichen Rechte und vielleicht als unbesonnene Neuerung alter, durch den Gebrauch geheiligter Gewohnheiten hätte auslegen können, so unterblieb die Sache.

Nichts soll mich jetzt mehr verhindern, sogleich zu der Bearbeitung der Parallele zwischen *LUDWIG XIV.* und *AURENGZEB* zu schreiten. Vielleicht wird man diese zwei merkwürdigen Despoten als ein Gegenstück zu den beiden lebenswürdigen Männern betrachten können, von welchen hier die Rede ist. — Und nun bliebe mir also weiter kein Wunsch übrig, als dieser, dass Sie denjenigen lieb behalten mögen, welcher diese Vergleichung zu Göttingen am 18. August 1792 vollendete.

Folgende

*Folgende Schriften habe ich vorzüglich
gebraucht:*

BEI ALBRECHT II.

EBERHARDI WINDECKII Mogunt. Historia vitae
Imperatoris SIGISMUNDI, vernacula, ex vetustissimo et
fere coevo exemplo Bibliothecae Ducalis Saxo-Gothanae
nunc primum edita. cap. CCXIX-CCXXII. in MENKE-
NII Scriptoribus Rerum Germanicarum, praecipue Saxoni-
carum. tom. 1. Lipsiae 1728. f. p. 1278.

ANDREAE Ratisboniensis Chronicon, a IO. CHRAFT
Praedicatore Cambensi interpolatum et usque ad annum
1490. continuatum. in: Corpus Historicum medii aevi, si-
ve Scriptores, res in orbe universo, praecipue in Germa-
nia, narrantes, a IO. GEORGIO ECCARDO. Lipsiae 1725. f.
tom. I. p. 2175.

Codex diplomatico-historico-epistolaris, sive The-
saurus Anecdotorum novissimus. opera et studio BERNAR-
DI PEZ et PHILIBERTI HUBER. Augustae Vindel. et Grae-
cii. 1729. drey grosse Folio-bände.

IOHANNIS de THWRÖCZ Chronica Hungarorum. in:
Scriptores rerum Hungaricarum, cura et studio IO. GE-
ORG. SCHWANDTNERI. 1746. f.

AENEAE SYLVII Senensis, Cardinalis Tituli Sabinae
Opera. Helmst. 1690, 4.

Rerum Bohemicarum antiqui scriptores aliquot in-
signes, partim hactenus incogniti. ex Bibliotheca c. v.
MARQUARDI FREHERI, Consilarii Palatini. Hanoviae.
1602. f.

Annales Rerum Belli Domique ab Austriacis Habsbur-
gicae gentis etc. a GERHARDO de ROO. Oenip. 1592. f.

Spiegel

Spiegel der Ehren des höchstlößlichen Kaiser und Königlichcn Erzhauses Oesterreich, oder ausführliche Geschichtsschrift etc. in sechs Büchern (vom Graf FUGGER,) durch SIGMUND VON BIRKEN. Nürnberg, 1668. f.

Histoire de l' Empire, par Mr. HEISS. tome premier á Amsterdam. 1733. 4.

Histoire générale de l'auguste maison d' Autriche etc. par I. L. KRAFFT, á Bruxelles, 1744. f. besteht aus drei grossen Theilen; ich brauchte nur den ersten,

Die allgemeine Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und England ausgefertigt, von D. FRANZ DOMINICUS HAEBERLIN. Neue Historie. Sechster Band. Halle. 1770.

MICHAEL IGNAZ SCHMIDT, kaiserlichen königlichen wirklichen Hofraths etc. Geschichte der Deutschen. Neunter Band. Wien. 1786. 8.

Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs, vom geheimen Justizrath FUETTER zu Göttingen. Erster Band. Göttingen. 1786. gr. 8.

Geschichte von Deutschland, vom Professor GALETTE Halle. 1789. 4. 4 B.

Teutsche Reichsgeschichte von CHRISTOPH GOTTLOB HEINRICH, herzogl. Sachsen-Weimar. Hofrath und ordentl. Professor der Geschichte zu Iena. Vierter Theil. Leipzig. 1791. gr. 8.

BEI LEOPOLD II.

Betrachtungen über LEOPOLDS des Weisen Gesetzgebung in Toskana von CHR. D. ERHARD Doctor und Professor der Rechte etc. etc. Dresden und Leipzig 1791 gr. 8.

Dem Andenken Kaiser LEOPOLDS des zweiten geheiligt am Tage seiner Todesfeyer in Nürnberg. 1792. 8.

LEOPOLDS des zweiten musterhaftes und wohlthätiges Leben, eine Skizze. Dresden. 1792. 8.

LEOPOLD der zweite, eine philosophische Rhapsodie. Germanien. 1792. 4.

Leben LEOPOLD des zweiten, des Friedenbringers, bis auf seine Krönung zum Könige von Böhme. Prag. 1791. 8.

Der alte und neue teutsche Merkur. vom Herrn Hofrath WIELAND.

Politisches Journal, so lange es heraus ist.

Historisch - politisches Magazin.

Ephemeriden der Menschheit, oder Bibliothek der Sittenlehre, Politik und Gesetzgebung. vorher von ISSELIN, und hernach von BECKER. bis 1786.

Andere Schriften hätte ich gern benutzt: konnte sie aber weder auf der hiesigen königlichen Bibliothek, noch in den göttinger und leipziger Buchläden erhalten.

Inhalt.

Einleitung — Uebergang zur Vergleichung Leopolds des zweiten und Albrechts des zweiten — kurze Schilderung der damaligen politischen Lage von Deutschland — ihre Erziehung ist erträglich — ihr jugendlicher Charakter sanft — sie suchen sich beide zu bilden — ihre Väter sterben zeitig — beide werden Herzoge — treten die Regierung in einem Alter an — sie regieren beide vortrefflich — rotten die Räuber aus — befördern den Feldbau auf alle Weise — vermehren die Menschenmenge — Scheinverschiedenheit in Rücksicht einer Menschenklasse — bringen die Handlung empor — Aehnlichkeit der bequemen Situationen ihrer Länder zur Schifffahrt, oder zum Seehandel, den sie zu vervollkommen, eifrig bemüht sind — sie reisen unter ihren Mitbürgern herum — geben vortreffliche Gesetze — errichten Schulen — schenken dem Staate die Freiheit wieder — sind Väter und die ersten Staatsbürger ihrer Länderbewohner — verbessern die Angelegenheiten der Kirche — sie machen ihren Staat zu dem glücklichsten ihres Zeitalters — halten nur wenig Soldaten — lieben kleine Vergnügungen — während dass sie regieren, wüthet eine Landplage schrecklich unter den Menschen — beide sind unverwandelt mit den gleichzeitigen Kaisern — erhalten drei Kronen — werden selbst Deutschlands Oberhäupter — keiner lässt sich in Rom krönen — sie finden ihre Staaten in einer allgemeinen Gährung — besonders widersetzen sich die Einwohner eines Landes, sie für rechtmässig anzuerkennen — beide bestreben sich, das deutsche Reich durch gute Einrichtungen in einen bessern Zustand zu versetzen — einige Aehnlichkeiten ihrer wechselseitigen Zeitalter — Nationalversammlungen werden gehalten — verlaufnes Gesindel überströmt Deutschland — man erfindet zwei merkwürdige Dinge — man verfolgt auch wohl einige Geschöpfe — keiner von beiden ist bigot, oder übereifrig orthodox — sie lieben den Frieden: aber ungeachtet ihrer Liebe zur Ruhe müssen sie Krieg führen, besonders mit den Osmanen — schliessen Bündnisse mit einigen und ebendenselben Höfen — ihre körperliche Beschaffenheit — ihre Familienangelegenheiten — ihre häuslichen, oder gesellschaftlichen Verhältnisse — Einfachheit in der Kleidung — grosse Thätigkeit in den Geschäften — hier haben sie zwei ähnliche Gehülfen — sie lieben die Gelehrten — sie sterben unvermuthet — sogar nach ihrem Tode finden sich noch Aehnlichkeiten — beide hinterlassen Testamente — ihre Gemahlinnen folgen ihnen bald nach — ruhmwürdiger Hinblick auf ihr Leben — auf ihren Charakter — und auf ihre Verdienste. —

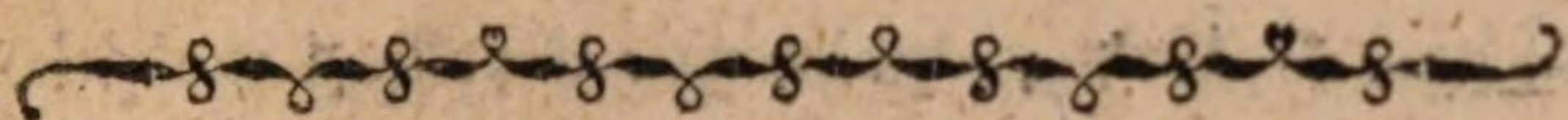
PARALLELE

ZWISCHEN

LEOPOLD II. UND ALBRECHT II.

Look next on Greatness; say where Greatness lies;
„Where, but among the Heroes and the Wise?“,
— Who noble ends by noble means obtains,
Or failing, smiles in exile or in chains,
Like good AURELIUS let him reign, or bleed
Like SOCRATES, that Man is great indeed.

AL. POPE.



Ile unvermutheter sich die Nachricht von dem frühzeitigen Tode des Kaisers *LEOPOLDS* des Zweiten verbreitete, je schneller sie durch ganz Deutschland lief, und je betrübter ihre Bestätigung für alle seine Staaten war, desto nachdrücklicher fühlte man diesen unerwarteten Verlust, desto mehr ward er von seinen treuen Unterthanen beweint, und desto inniger von ganz Europa betrauert.

Sterben Regenten nach einer langen Reihe von Jahren, haben sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Zeit regiert, und dem menschlichen Geschlechte weder Vortheil noch Nachtheil, weder Gutes noch Böses, weder Nutzen noch Schaden, weder Licht noch Finsternis gebracht; so wird ihr Ableben nach hergebrachter Gewohnheit betrauert, ihr Tod als eine gleichgültige Sache betrachtet, ihre Unterthanen kümmern sich wenig um sie, niemand grämt sich weiter, und jeder hofet eine glücklichere

Zukunft. Aber entreist uns der Tod wohlthätige Machthaber, denen es ernstlich darum zu thun war, das Glück ihrer Mitmenschen auf alle Weise zu befördern, überall Wohlseyn über sie zu verbreiten, und sie durch Aufklärung froh, zufrieden und glücklich in jeder Art zu machen; so wird ihr immer noch zu geschwindes Absterben, wenn die Zeit ihres Wirkens auch ein ganzes Jahrhundert hindurch gewährt hätte, von den Verständigen theilnehmend gefühlt, von den Rechtschaffenen herzlich beklagt, von den verlassenen Staatsbürgern aufrichtig beweint, und von den fernen Ausländern allgemein bedauert werden.

Der Menschenfreund empfindet diese wehmüthige Rührung und diesen peinigenden Schmerz mit allen seinen Folgen am nachdrücklichsten. Belehrt durch die wichtige Beobachtung der Vorzeit, daß beinahe niemals, oder doch nur äusserst selten ein wirklich *guter* Regent einen eben so guten zu seinem Nachfolger gehabt hat, muß er unwillig seyn auf ein Schicksal, welches die Trägen, Unthätigen und Lasterhaften bisweilen ziemlich lange leben, und oft viel Unheil unter ihren Mitgeschöpfen anrichten läßt; dagegen der Welt die Arbeit-

Arbeitsamen , Fleissigen und Tugendhaften nur zeigt, ihnen eine kurze Frist hienieden zu leben erlaubt, und sie dann zur grossen Betrübniß der Uebriggebliebenen desto schneller wieder entreisst. So allgewaltig ist der Wechsel der Dinge! — Aber das Wesen der Wesen hat seine Pläne, Zwecke und Absichten, die dem sterblichen Auge undurchdringlich bleiben, und vor deren Nichtenthüllung der Mensch sich dennoch befriedigen muss.

Der Verlust erscheint dem Liebhaber des Menschengeschlechts zwar unersetzlich; allein er denkt an die Lehren der Weisheit, sucht Gründe des Trostes für sich auf, und um sich völlig zu beruhigen, blickt er nach einem ähnlichen Falle auf sein Zeitalter umher. Findet er hier keine Linderung, keine Stillung, und keine Beruhigung seines Kummers, seiner Schmerzen und seiner Betrübniß; so geht er in die vorigen, nahen oder fernen Zeitalter des Menschengeschlechts zurück, durchläuft die Annalen roher und gesitteter Nationen, betrachtet hier jene edlen Männer, welche die Geschichte als ihre Lieblinge den kommenden Geschlechtern zur Nachahmung aufstellt, und spähet unter diesen Vortreflichen nach einem
her-

hervorleuchtenden Beispiele, welches dem leidenden Herzen dadurch immer schon mannigfaltige Erquickung gewährt, wenn es gewahr wird, dass es in vorigen Zeiten auch eben so gute und weise Männer gab, dass sie sich eben so allgemeine Liebe, Gewogenheit und Zuneigung unter ihren Mitbürgern erwarben, dass sie eine eben so kurze Reihe von Jahren durchlebten, dass sie eben so schnell aus ihrem großen Wirkungskreise treten mußten, und dass dieselben von ihren zurückgebliebenen Zeitgenossen eben so sehr beklagt, betrauert und beweint wurden.

Der Mensch scheint, in diesem Leben wenigstens, zur Theilnahme und zum Mittheilen geschaffen worden zu seyn: denn fühlt er sich auch noch so glücklich, und er vermag es nicht, seine seligen Gefühle einem andern einzuströmen; so fällt sein eignes Glück ihm endlich zur Last. Dies gilt vielleicht zwar freilich nicht von dem Philosophen, oder dem Manne, welcher, in sich selbst gekehrt, sein größtes Vergnügen in stillen Betrachtungen wichtiger Gegenstände, innerhalb und ausserhalb seiner selbst, empfindet. Aber sind auch alle Bewohner dieses Erdballs Geschöpfe von
dieser

dieser Gattung? Und gesetzt, sie wären es auch; so würde es ihnen sicher sehr schwer fallen, wenn sie entweder keine neuen Ideen von ihren todtten Freunden auffangen, oder ihre gemachten Erfahrungen, edlen Gesinnungen und noch unbekannten Entdeckungen keinem nach Ursache forschenden Thiere mittheilen dürften. Was ihr eingeschränkter Zirkel der Gesellschaft ihnen bisweilen versagt, das erlaubt ihnen dafür die nachgiebige Feder, das befördert die wohlthätige Presse.

Ein gleiches Wohlbehagen empfindet der Denker sowohl, als der gemeine Sterbliche, wenn er die Begebenheiten, Lagen, Handlungen und Ereignisse eines andern betrachtet, dieselben mit den seinigen abwägt, und sie übereinstimmend findet. Es liegt so etwas Verborgenes in unserer Natur, das die Herzen der Menschen bei einer Aehnlichkeit, oder bei einer Unähnlichkeit, sie mag nun entweder physisch, oder moralisch, körperlich, oder geistig seyn, gleich einem Magnet, anzieht und entfernt, gleich dem Ausflusse der elektrischen Materie, anlockt und abstößt, — das zu gleicher Zeit eine interessante Bewunderung hervorbringt, und das dem eingeschränkten Verstande

stande des Erdbewohners deutlich aufzulösen, oder zu erklären, bis jetzt immer nur noch in einem sehr schwachen Grade gelungen zu seyn scheint. Der Mensch fühlt überhaupt bei jeder Vergleichung, zumal wenn er sie recht passend zu der seinigen erblickt, eine gewisse innige Freude, die sich weit leichter empfinden, als vollkommen beschreiben lässt.

Schon dadurch allein, wenn man sieht, daß zwei Menschen, oder auch andere Gegenstände, einander genau ähnlich sind, wird die gespannte Aufmerksamkeit ernsthafter Betrachtungen getheilt, die bange Traurigkeit verschwindet, ein heiteres Entzücken tritt an ihre Stelle; man vergißt den Zustand des ehemaligen Missbehagens, schaut auf die Begebenheiten der vorigen Jahrhunderte, eine laute Freude wird hervorgerufen, und ein allgemeines Vergnügen bemächtigt sich unsrer. Der Gedanke, dass wir nicht allein diejenigen waren, welche ein hartes Loos traf, richtet uns von jeder Niedergeschlagenheit wieder auf, giebt uns neuen Muth, unsern Verlust geduldig zu ertragen, und macht uns begierig, irgendwo einen Mann auszuspähen, der mit dem unsrigen eine gleiche Laufbahn durchlief.

Wenn

Wenn wir es uns also vornehmen wollen, zwei Regenten zusammengestellt zu betrachten, die gleichsam von der Natur dazu geschaffen zu seyn schienen, harmonisch mit einander übereinzustimmen: wo finden wir da einen Mann, der eben so gerecht, so weise und so gut wäre, als *LEOPOLD* der Zweite? —

Sollen wir hinaufsteigen zu den gebildeten Nationen des Alterthums? — uns bei den geistreichen Griechen einen *ARISTIDES* aufsuchen? — oder uns von den tapfern Römern einen *MARK AUREL* zu unserm Gebrauche borgen? — oder sollen wir zu unsern gleichzeitigen, kultivirten Nachbarn hinübergehen? — bei den freiheitliebenden Frankreichern uns einen *LUDWIG*, oder vielmehr *KARL* den Weisen auswählen? — oder von den grossmüthigen Britten einen *EDMUND* nehmen? — oder sollen wir lieber in unser deutsches Vaterland zurückkehren? — das tausendjährige Kaiserreich überblicken? und in demselben für unsern Zweck ein Oberhaupt ausheben, welches genau zu unserm letzten Kaiser passte? — Und thäten wir dies; wer könnte es wohl anders seyn, als *ALBRECHT* der Zweite, der eben so gerecht, so weise, so gut handelte, und der eben

eben so schnell dieses Leben verliess, als *LEOPOLD* der Zweite?

Es würde schon angenehm seyn, wenn wir unsern letzten vortreflichen Kaiser mit einem *TRAJAN* vergleichen wollten: allein Deutschlands Bewohnern muss es in jeder Betrachtung noch weit erfreulicher, auffallender und angenehmer seyn, sogar in Ihren vaterländischen Jahrbüchern einen Mann anzutreffen, der vielleicht in der ganzen, weiten Weltgeschichte der einzige seyn mag, welcher in allen Rücksichten so ganz mit jenem übereinkommt.

ALBRECHT der Zweite ist es also, den wir mit *LEOPOLD* dem Zweiten zusammen gestellt, kurz übersehen wollen, der vor viertelhalb Jahrhunderten auf die nehmliche, rühmliche Art das *erste* Amt unter Deutschlands Regenten verwaltete, und der von unsern Zeitgenossen bei weitem noch nicht hinlänglich gekannt zu seyn scheint. Jeder, der von *ALBRECHT* dem Zweiten spricht, handelt, oder schreibt, lobt ihn als einen der besten Fürsten, die noch jemals das Ruder des Staats in ihren Händen gehabt haben: und hiermit begnügt man sich
gemei-

gemeiniglich. Nur selten dringt jemand tiefer. Aber diesen liebenswürdigen Mann ein wenig vollständiger kennen zu lernen, sollte man glauben, könnte einem Deutschen nicht anders, als angenehm seyn.

Vielleicht geräth man in Versuchung, zu denken, dass zwei Oberhäupter von Deutschland eben nicht viel Anziehendes haben mögen, und dass es unmöglich sey, dass diese zwei Männer grade so viel Interesse für uns haben sollten. — Gern gestehe ich es Ihnen offenherzig, meine theuern Mitbürger und Mitbürgerinnen, dass wir zwar freilich nicht jene Abentheuer, Heldenthaten und Wunderdinge eines *SANHERIBS*, eines *TYRRACHA*, eines *ALEXANDERS* des Grossen, eines *HANNIBALS*, eines *CAESARS*, eines *ATTILA*, eines *KARLS* des Grossen, eines *ALFREDS* des Grossen, eines *TSCHINGISCHANS*, eines *SOLIMANNS*, eines *HEINRICHS* des Grossen, eines *PETERS* des Grossen, eines *FRIEDRICHS* des Einzigen, anzuhören haben werden: allein vielleicht sind Ihnen Männer von einer andern Gattung auch nicht ganz gleichgültig, die ihren tugendhaften Gang, unbekümmert um die Meinung des blöden Haufens, ungestört fortwandelten, unter

unter dem Menschengeschlechte im Stillen unzählbares Gute stifteten, sich der sokratischen Weisheit am meisten näherten, und die sanften Lehren derselben ohne Pralerei und ohne Geräusch ausübten. Diese Männer sind es, deren Handlungen, Ereignisse, Fähigkeiten und Schicksale zu betrachten, jetzt unser Zweck seyn soll.

Um sie auf ihrem Pfade der Tugend zu verfolgen, auf ihre Uebereinstimmungen aufmerksam zu werden, und ihre Gleichheiten in dem gehörigen Lichte zu sehen, würde der Menschenbeobachter unstreitig schon einen hohen Grad des Vergnügens empfinden, wenn sie in einem und demselben Zeitalter gelebt hätten. Aber ein noch unweit grösseres Wohnegefühl theilt sich demjenigen mit, dessen Aufmerksamkeit durch eine hervorleuchtende Uebereinkunft von zwei Männern aus entfernten Jahrhunderten gefesselt wird. Richten wir unsere Blicke auf die Epoke *ALBRECHTS* des zweiten; so finden wir gar nicht das Deutschland, in welchem *LEOPOLD* der Zweite seine Tage beschloss; sondern es stellt sich uns ein Land dar, das in jeder Rücksicht von dem heutigen verändert, fremd und ungewöhnlich aussieht. Es hat mit dem unsrigen bei-

beinahe nichts weiter gemein, als die Erde, den Namen und den Umfang. Ungefähr ebenso viel, als das nachher entdeckte Amerika, hat es mit unserm jetzigen Vaterlande Eigenthümliches.

Sie kennen den gegenwärtigen Zustand, die Gestalt und überhaupt das ganze Bild von Deutschland, wissen seine mannigfaltigen Vorzüge vor andern Staaten, haben aber auch seine vielfachen Nachtheile durchschaut. Uns hier mit einer weitläufigen Betrachtung zu beschäftigen und in eine tiefe Untersuchung einzulassen, würde nur langweilig, verdriesslich und unangenehm seyn. Vielleicht ist es unterdessen nicht ganz so mit jenem Jahrhundert, auf welches der Ruhm von *ALBRECHT* dem zweiten fällt. Ihnen hiervon jetzt einen kurzen Abriss zum leichtern Ueberblick vorzulegen, wird vermuthlich nicht unter die völlig verlorrenen Bemühungen gerechnet werden können.

Herabgesunken vom Gipfel des Ruhms, und zusammengeschmolzen von der Grösse des Umfangs, war Deutschland seit den Zeiten *KARLS* des Grossen. Durch schwache Regenten beherrscht, in unaufhörliche Zwiste ver-

verwickelt, durch öftere Theilungen entnervt, wurde das ehemalige, ungeheure Reich eingeschränkt in sehr enge Grenzen. Ein Stück des herrlichsten Landes nach dem andern entzog sich allmählig der deutschen Oberherrschaft beinahe ganz ohne Schwierigkeiten.

Frankreich, Italien, Ungern, Polen, Böhmen, Burgund machten sich unabhängig, schufen sich nach ihrem Gefallen eigene Könige, und lachten über die gebieterischen Befehle der heiligen römischen Kaiser. Die Schweiz fühlte sich gekränkt, entzog sich der tyrannischen Obergewalt, und verwandelte sich, diesseits der Alpen, wieder zur ersten unmonarchischen Republick seit der Geburt des *CHRISTUS*,

So wurden die schweren Beinühungen, unvergesslichen Thaten und unglaublichen Eroberungen *KARLS* des Grossen durch seine unvernünftigen Nachfolger auf eine schändliche Art wieder vernachlässigt, vereitelt und fast gänzlich zu nichts gemacht.

Kamen auch zuweilen Männer von Muth, Entschlossenheit, Verstand und Geist zur Regierung, so wahrte es doch gemeiniglich nur eine sehr kurze Zeit; und es fehlte ihnen meistens

stentheils entweder an kräftigem Nachdrucke, ihre heilsamen Pläne schnell durchzusetzen, oder sie fanden von aussen her so viele unübersteigliche Schwierigkeiten, die sich ihnen von allen Seiten her entgegenstellten, dass es ihnen unmöglich schien, dem deutschen Reiche eine neue Gestalt, ein schöneres Ansehen und eine glücklichere Verfassung zu geben.

Ihr ewiges Hinziehen über die hohen Alpen nach der üppigen Tiberstadt, ihre unaufhörlichen Kriege auf jener wilden Erdzunge, und ihre blutigen Händel zu Hause, trugen unstreitig nicht wenig dazu bei, aus Deutschland einen Schauplatz der schrecklichsten Auftritte, der gewaltsamsten Zerrüttungen und der fürchterlichsten Getümmel zu machen.

Während dass die zu den Oberhäuptern von Deutschland erwählten Herrscher ihre feierlichen Römerzüge hielten, um sich durch die demüthigsten Bitten die, von dem Statthalter Gottes geweihte Krone auf ihr leeres Haupt setzen zu lassen, und sich so recht selig zu fühlen, — hatten sie ihr Reich, ihre Länder und ihre Unterthanen dem Feuer und den Flammen, dem Morden und den Räubereien, dem Kriege und dem Blutvergiessen ausgesetzt.

Es

Es gab unterdessen einige Regenten, die würdig waren, ihre Mitbürger auf dem Wege des Ruhms zu leiten; und die verdient hätten, in einem aufgeklärtern, bessern und dankbarn Zeitalter ihre göttlichen Kräfte, Talente und Fähigkeiten für das Wohl ihrer Länderbewohner grossmüthig aufzuopfern. *HEINRICH* der erste, *OTTO* der erste, *FRIEDRICH* der erste, *FRIEDRICH* der zweite, *RUDOLF* der erste, oder von Habsburg, sind Männer, die auch den erleuchtetsten Völkern des hohen Alterthums sowohl, als auch der gegenwärtigen Zeit, zu keiner Schande gereicht hätten, über dieselben geherrscht zu haben. Aber dies waren nur seltene Geister, welche wie einzelne Lichter in der dicken Finsterniss sich zeigten, ihre helle Fackel auf eine kurze Zeit um sich her verbreiteten, gleich dem glühenden Brande im Wasser verlöschten, und keine Spur weiter hinter sich zurück liessen. So starben mit ihnen auch alle ihre wohlthätigen Wirkungen dahin!

Oft trat der Fall ein, dass man mit *einem* Oberhaupte nicht völlig zufrieden war. Es wurden ihrer also zwei von den versammelten Reichsständen, oder stolzen Lehnmannen, ohne

ohne weitere Umstände gewählt, anstatt weisere Maasregeln zu ergreifen. Bisweilen kam der heilige Papst mit seinem donnernden Machtspruche dazu, und ernannte durch seinen hochverehrten Gesandten gebieterisch den einen. Dies liessen sich auch die Fürsten, Pfaffen und Herren sehr wohl gefallen. Nun regierte der eine auf dieser, der andere auf jener Seite des heiligen römischen Reichs.

Nicht weniger oft fügte sich's, dass heftige Streitigkeiten unter ihnen vorfielen. Seine Zuflucht erst lange zur Feder zu nehmen, schien ihnen blos deswegen viel zu weitläufig zu seyn, weil niemand dieselbe gehörig zu führen verstand. Das Glück durch die Waffen zu entscheiden, dünkte ihnen weit schneller zu wirken. Männer zogen nun aus gegen Männer, Gottesgeschöpfe kämpften ohne Grund gegen Gottesgeschöpfe, Deutsche fochten aus Vorurtheil gegen Deutsche, Landsleute stritten gegen ihre Landsleute, — verloren, — siegten, — starben.

Mit dieser Art von Störung der Ruhe begnügte man sich noch nicht. Es kamen ganz andere Auftritte zum Vorschein, die sich dem Beobachter einzig und allein nur in jenen Jahrhunderten darzustellen pflegen.

B**Mächtige**

Mächtige Vasallen, stolze Lehnleute und andere Grossen des Reichs hatten angefangen, ihre Kräfte zu fühlen, wurden unruhig, verachteten ihren ersten Regenten, leisteten seinen heilsamen Verordnungen keinen Gehorsam mehr, verspotteten seine auf Wohl abzweckende Befehle, schlugen sich zu einer Anzahl Missvergnügten, Partheien entstanden, und die Begierde nach höherer Macht entwickelte sich allmählig in ihrem unzufriedenen Herzen.

Reitzend schien ihnen die Aussicht, selbst unumschränkt regieren zu können: und einladend zeigte sich ihnen die selige Zukunft, in welcher sie sich als gnädige Alleinherrscher von ihren gedrückten Unterthanen verehrt sehen würden. Anstalten wurden bald dazu getroffen, ihre ehrsüchtigen Pläne, Entwürfe und Anschläge ungesäumt durchzusetzen. Sie traten ohne Verzug in enge Verbindungen mit andern Gleichgesinnten, vereinigten ihre Macht, und trotzten hartnäckig den Erinnerungen, Befehlen und Ermahnungen ihres Oberherrn.

Weit entfernt, ihre unersättlichen Begierden daran zu stillen, — strebten sie noch vielmehr

mehr immer nach höherer Macht. Die Verbündeten rissen sich los von der Obergewalt des Kaisers: — und nun bildeten sich eigene Staaten.

Die Stimme des Monarchen ward verlacht, verspottet und verhöhnt. Seine Worte waren in den Wind gesprochen: niemand hörte mehr auf seine Drohungen. Er selbst musste sichs für ein grosses Glück anrechnen, zum Oberhaupte eines solchen verwilderten Staats gewählt worden zu seyn. Hatte er aus seinen Erbreichen selbst keine nachdrückliche Stärke zu erwarten, um die aufgeblasenen Empörer zu demüthigen, zu züchtigen, und ihnen ihre Pflichten zu lehren; so war er vielleicht der beklagenswertheste Monarch, der jemals an die Spitze eines ansehnlichen Reichs gesetzt worden zu seyn, das Schicksal gehabt hat.

Bei diesem traurigen Zustande in dem Innern von Deutschland, konnte es unmöglich schwer fallen, sich unabhängig zu machen, die Steuern, Zölle und Abgaben dem rechtmässigen Oberherrn aus nichtsbedeutenden Ursachen zu verweigern, und sich entweder unter den Schutz eines minder Mächtigen zu

begeben, oder sich wohl gar zu einem kleinen Freistaate umzuschaffen. Und dies geschah denn auch wirklich häufiger, als nur irgend jemand hätte vermuthen sollen.

Deutschland ist jetzt noch beinahe in vierzehnhundert Staaten getheilt, davon der eine immer unabhängig von dem andern regiert wird. Welch ein ungeheueres Gemengsel von Herrschaften und Herrschaftchen! — Allein erinnert man sich an jene Zeiten, von welchen wir so eben sprechen; so würde man unstreitig nicht zu wenig sagen, wenn man behaupten wollte, dass Deutschland in so viele Staaten, Kantone und Republikchen getheilt war, als es Städte, Flecken und Dörfer gab. Wie viel konnte also von einem einzigen, oft schwachen, Manne bei dieser Lage der Sachen geleistet werden? Wie viel war er in solch einem Zustande, auch bei dem besten Willen, hervorzubringen fähig?

Den Grossen und Angesehenen des Reichs schmeichelte es nicht wenig, ihre geharnischten Heere selbst anführen, die wilden Ritter hierher und dorthin nach ihrer Willkühr zu leiten, und ihre gepanzerten Untervasallen selbst nach ihrem Behagen in Schlachten lenken, stellen

stellen und richten zu können. Da sie sich vorher selbst hatten befehlen lassen müssen, so gefiel es ihnen jetzt ungemein wohl, ihre eigenen Befehle durch andere auf der Stelle ausgeführt zu sehen.

Vermuthlich würden sie nicht den schlimmsten Posten zu behaupten gehabt haben, wenn es hierbei geblieben wäre. Aber die unstillbare Begierde des Menschen nach Mehrerem, seine Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und sein unablässiger Wunsch nach glücklicherer Zukunft, brachten sie bald weiter, öffneten ihnen neue Aussichten, und zauberten ihnen Bilder der Phantasie vor. Bald ward die weise Mäßigkeit vernachlässigt, die goldene Mittelstrasse übersprungen, und man überliess sich ohne Rückhalt den zügellosesten Ausschweifungen aller Art.

Der Gedanke an Unabhängigkeit wirkte mächtig, das Bewusstseyn der Unsträflichkeit gesetzloser Handlungen feuerte an, die Ungebundenheit an gegebene Gesetze flöste Muth ein, und die raubsüchtigen Entwürfe brachten die eigennützigen Entschlüsse zur völligen Reife. Nun konnte es nicht mehr fehlen, dass man sich rüstete, auszog in Kriege, tödtete,
raubte,

raubte, brannte, und aus Deutschlands ruhigen Wohnsitzen eine Mördergrube formirte.

Das schreckliche Wort, *Fehde*, zeigte sich in diesem rauhen Zeitalter in seiner ganzen fürchterlichen Grösse. Man wusste nur selten etwas von einem wahren Oberherrn; und erfuhr man sein Daseyn auch, so kehrte man sich wenig daran, und leistete ihm keinen Gehorsam, wofern er sich denselben mit seinen Waffen in der Hand nicht selbst zu verschaffen vermochte. Man kehrte sich an niemanden; man achtete niemanden. Der rohe Stand der Natur schien verlassen, und eine nur noch ungesittetere, politische Verfassung an seine Stelle getreten zu seyn. Das loseste Band, welches an jedem Orte zerfiel, verknüpfte Deutschlands zahlreiche Bewohner.

Unsägliches Blut floss an allen Seiten und Enden von Deutschland ohne Aufhören dahin. Schauervoll war der Anblick, greulich der Zustand.

Fügte sich, dass ein Bürger von dem andern beleidigt worden war, und jener besass nur Ansehen und Fähigkeit genug, seinen Nachbarn die Sache in einem gefahrvollen Lichte vorzustellen; so versammelten sich
seine

seine Freunde, nahmen ihre tödtlichen Instrumente zu sich, überfielen den, oder die unvorbereiteten Beleidiger, plünderten ohne Furcht sein Haab und Gut, verbrannten das übrige, schleppten sie gefangen mit sich fort, und kehrten triumphirend nach Hause. Auf diese Weise verfuhrn ganze Städte, Flecken und Dörfer.

Selbst die Ritter waren hiervon nicht ausgenommen. So ehrgeitzig diese letzten sich auch bei jeder Gelegenheit betrugten; so rechneten sie sichs dennoch zu keiner Schande an, auf eigenen Antrieb ihres schuldlosen Nachbarn zu befehlen, zu berauben, oder zu morden. Ia sie waren sogar diejenigen, welche überall das grösste Unheil unter den Erdbewohnern zu stiften pflegten. Zog der friedliebende Kaufmann mit seinen Waaren nach der Messe ruhig auf der Strasse hin; so flogen die Ritter aus ihren öden Schlössern, raubten ihm die Sachen, und giengen nach ihrer Burg frohlockend wieder zurück. Glückliche musste der Handelsmann sich schätzen, wenn er selbst gesund noch ihren Schlingen entkam.

Die

Die Duelle waren in diesem Zeitalter in ihrem höchsten Flore. Manch Tausend schöner Jünglinge starb durch die Schärfe des Schwerdts, blos aus Missverstand eines einzigen Worts, nemlich des der *Ehre*. Und das alles gieng so ganz ungestraft dahin! Es ward sogar durch die Gesetze nicht nur erlaubt, sondern auch oft noch ausdrücklich durch die Gesetze befohlen. Welch ein unseliger Zustand jener Befehdungen also!

Durch diese unseligen Auftritte wurden die angesehensten Städte von Deutschland veranlasst, zusammen zu treten, und ein enges Bündniss unter einander zu schliessen, um sich gegen die räuberischen Fürsten und diebischen Ritter zu vertheidigen. Gross war dieses kaufmännische Band und fürchterlich ihre Macht. Allgemein ist diese Vereinigung unter dem Namen der *Hansa* bekannt. Sie scheute keinen Regenten, schlug selbst die benachbarten Könige aus dem Felde, und wer eines ihrer Mitglieder nur auf die entfernteste Art beleidigte, den wusste sie dafür verhältnissmässig zu züchtigen. — Unsere heutigen Reichsstädte haben derselben ihren Ursprung zu verdanken. — Die Handlung stieg durch jene grosse Verbindung in Deutschland zu einer
Höhe

Höhe empor, wie man sie noch in keinem andern Reiche Europens gesehen hatte. Eben dadurch ward auch unser Vaterland in jenen Zeiten so reich an Gold, Silber und allen andern Arten von Schätzen, als es jetzt bei weitem nicht ist.

Von den meisten schönen Einrichtungen, die wir zu geniessen so glücklich sind, wusste man damals noch nichts. — So wohlthätige Wirkungen auch das Postwesen hervorgebracht hat, so natürlich es uns vorkommt, und so unentbehrlich es heutzutage jedem Staatsbürger erscheint; so hatte man in jenen Jahrhunderten dennoch keinen Begriff davon, obgleich Persiens Monarchen es schon lange vor der Geburt des *CHRISTUS* in ihren Staaten eingeführt hatten.

Fürsten, Könige, Kaiser mussten ihre Nachrichten mit Boten umherschicken, oder ihre Bekanntmachungen durch einen Herold in ihren Ländern öffentlich ausrufen lassen. Privatleute waren meistentheils zu unvermögend dazu, ihre Briefe einander mitzutheilen, wofern sie nicht ungeheure Summen dabei aufwenden wollten, oder konnten.

Oft

Oft vergieng mehr als ein halbes Jahr, ehe die Nachrichten an den Ort ihrer Bestimmung gelangten. War auf der einen Seite von Deutschland ein neuer oder zweiter Kaiser gewählt worden, so vergiengen bisweilen wohl viele Monate lang, ehe man es auf der andern Seite erfuhr. Kriegsheere konnten an dem einen Ende des Reichs einbrechen, Menschen ermorden, und Städte in Aschenhaufen verwandeln, während dass man an dem entgegengesetzten von dem allen nichts wähte.

Von unsern heutigen Zeitungen hatte sich noch kein Sterblicher etwas träumen lassen. Ein damaliger Bewohner von Deutschland hätte gelacht, und würde es für eine der grössten Thorheiten gehalten haben, wenn ihn jemand hätte überzeugen wollen, dass nach viertehalb Jahrhunderten *ein* Mann von den mannigfaltigsten Talenten auftreten, eine Gesellschaft errichten, und so eine *allgemeine Litteraturzeitung* schaffen würde, deren wohlthätige Wirkungen sich bald über das ganze Menschengeschlecht verbreiteten, und deren Daseyns wegen künftige Generationen uns beneiden werden. — Eben so wenig würde man in jenen Zeiten an eine *neue Zeitung*, und an einen *un-*
par-

partheiischen Correspondenten geglaubt haben.

— Wie viel sind wir also nicht dem Erfinder der Posten — zugleich auch dem Erfinder der Buchdruckerkunst — oder vielmehr demjenigen, welcher die Posten einführte, schuldig?

Nicht viel besser war es mit einigen andern nützlichen Einrichtungen beschaffen, welche die folgende Zeit erst lehrte. Die deutschen Rechtshändler entschied man nicht nach deutschen, sondern nach halb römischen und halb griechischen Gesetzen, die weder für unser Vaterland entworfen waren, noch auf dasselbe passten.

In Westphalen gabs heimliche Gerichte, in welchen die Richter nach ihrem Gefallen entschieden, Menschen zur Tortur verdammen, sie hängen, rädern und schlachten liessen, ohne jemals ihre grässlichen Gesetze öffentlich bekannt zu machen, noch vielweniger sich einfallen zu lassen, daran zu zweifeln, ob die Todesstrafe erlaubt sey, und ob auch wirklich der Mensch die Gewalt habe, seinem Mitbruder das Leben blos deswegen zu nehmen, weil er ein Versehen gegen sklavische Meinungen oder unweise Gesetze begangen hatte. Denn es lässt sich bei jedem Menschen

schen immer noch bis auf den letzten Hauch seines Lebens Besserung hoffen, folglich erwarten, dass er der menschlichen Gesellschaft wenigstens doch noch einigen Nutzen bringen werde. Warum will man also den Staat eines bürgerlichen Gliedes zu seinem Nachtheile berauben? Heisst das nicht die Sache grade verkehrt anfangen, um zu seinem Zwecke zu gelangen?

Das Kammergericht fieng erst am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts an, seine herrlichen Wirkungen über Deutschland zu verbreiten, die Schuldigen zu bestrafen, die Tyrannen allmählig zu demüthigen, dem Unterdrückten zu helfen, und überhaupt dem Bürger seine verlornen Menschenrechte, einigermaßen wenigstens, wieder zu geben, die man ihm gewaltsamer und ungerechter Weise so lange verweigert hatte.

Eben so wenig konnte man sich in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts von einigen andern wichtigen Staatsereignissen einen richtigen Begriff machen.

Die Eintheilung des deutschen Reichs in mehrere Kantone oder Kreise, hatte bis dahin nur die Aufmerksamkeit sehr weniger beschäf-

schäftigt. Man rechnete dies, wie die Abschaffung des Faustrechts, und tausend anderer Missbräuche, bis auf unsern *ALBRECHT*, immer noch unter die frommen Wünsche, die noch dazu sehr selten in einem Deutschen entstanden, und denen sich so viele Schwierigkeiten entgegendrängten, dass es kein Sterblicher einmal wagte, an die Ausführung derselben zu denken.

Der Entwurf, oder gar die Verfassung eines ewigen Reichstages, wie er jetzt in Regensburg gehalten wird, würde unstreitig damals jedem menschlichen Körper ein herzliches Lachen entlockt haben. Anstatt desselben rufte man die Fürsten, Grafen, Herren und Angesehensten des heiligen römischen Reichs bei jeder Gelegenheit zusammen. Stürmend, mit dem Schwerdte an der Seite, versammelten sie sich, und stürmend entfernten sie sich wieder. Oft giengen sie blos deswegen unverrichteter Sache wieder auseinander, weil weder der geschäftige Kaiser, noch seine sorglosen Gesandten es für nöthig hielten, die Sachen geschwind zu Ende zu bringen, und eben deswegen erst gar nicht dabei erschienen.

Von

Von stehenden Truppen hatte noch niemand etwas gehört. Wäre jemand gekommen, und hätte er gesagt; in einigen Jahrhunderten wird Frankreich bleibende Soldaten errichten, mit diesem Beispiele, wie in den meisten andern Sachen, allen beträchtlichen Staaten vorgehen, und das übrige Europa wird dasselbe nachahmen: so würde man sich über ihn vielleicht eben so sehr gewundert und an der Wahrheit gezweifelt haben, als wenn jetzt jemand steif und fest behaupten wollte: in einigen Jahrhunderten wird man keine Landkriege mehr, sondern Luftkriege führen, von oben herab Städte erobern, und Bataillen in Luftschiffen liefern. Aber was ist der zukünftigen Zeit und den menschlichen Kräften unmöglich? — So lange Menschen Menschen bleiben, werden sie immer von einem Extrem zum andern übergehen.

Die Welt war damals noch äusserst *eingeschränkt*, sowohl im moralischen als physischen Sinne des Worts. Drei Welttheile gab es, und diese kannte man bei weitem noch nicht. Wer könnte sich zu jenen Zeiten haben einfallen lassen, dass ihre Nachkommen durch zwei grosse Männer auch noch zwei ausgebreitete Erdtheile entdecken würden?

Selbst-

Selbstgenügsam blieb man in Europens Ländern. Nur durch die Ränke und Kniffe des römischen Hofes wurden Millionen friedlicher Bürger überredet, durch Europa zu streifen, Asiens Küsten zu besuchen, dort gegen andere Religionsverwandten zu fechten, unbedeutende Städtchen zu erobern, und sich todt schlagen zu lassen. Die heiligen Väter im milden Italien waren listig genug, die Kreuzzüge trefflich zu benutzen: aber sie machten die wenigen Zurückgekommenen dadurch nur aufgeklärter, und legten also dadurch den ersten Grund zu ihrem nachherigen Sinken, Fallen und Stürzen.

Hoch in seinem Glanze, erhaben über alle irdischen Reiche, breitete mächtig das Papstthum seine Flügel aus. Es war bereits zu seiner höchsten Macht gediehen. Die entgegengesetzte Seite näherte sich allmählig.

Stolz blickte der reiche, geistliche Seelenbeherrscher auf die armen, weltlichen Körperregenten herab. Der Knecht aller Knechte krönte die Kaiser, setzte sie nach seiner Willkühr auf den Thron, und warf sie nach seinem heiligen Gefallen wieder hinab. Oft ward bei der geringsten Widersetzlichkeit der alles
ver-

verwüstende Bannstral auf Deutschlands Fürsten schrecklich geschleudert, traf sie zuweilen sehr fürchterlich, und verwundete sogar zu wiederholten malen das Oberhaupt der Nordalpenländer sehr stark.

Nicht genug, dass sich die Erdbewohner unter das sklavische Ioch grausamer Tyrannen beugten; nein! sie schmiegteten sich noch sogar unter das eiserne Ioch eines geistlichen und alle Länder verheerenden Tyrannen, ertrugen ihre zernagenden Fesseln, aus Bewusstseyn eingebildeter Ohnmacht, mit Geduld, und verlebten ihre Stunden, Tage und Jahre in Sklaverei, Kummer, Elend und Jammer.

Selten haben sich wohl noch Staatsbürger in einer drückendern und traurigern Lage befunden, als eben zu jener Zeit. Es ist sowohl des Bedauerns als des Mitleidens würdig, was Menschen, die edelsten Geschöpfe Gottes, sich oft von ihren Mitmenschen alles geduldig gefallen lassen. Man hielt es noch für keines der grössten Uebel, dass die Fürsten und Herren des Reichs ihre armen Unterthanen wie Sklaven behandelten, ihnen jeden kümmerlichen Erwerb entrissen, und sie bis auf den letzten Blutstropfen unbarmherzig aussaugten;

ten; — dass ein Papst sich alle Schätze aus der ganzen christlichen Welt zuschleppen liess, dass zwei Päpste durch die abscheulichsten Ungerechtigkeiten Menschen, wie Vieh, zu ihren verruchten Endzwecken missbrauchten, unaufhörlich zu ihren wollüstigen Absichten annahmen, und eben so unersättlich an sich zogen, wie die dickleibigen Blutigel, die ihren Erwerb auf dem entgegengesetzten Ende wieder ungenützt von sich zu lassen pflegen.

Da aber endlich über der christlichen Kirche des Occidents ein Dreieck hervorragte, da diese drei heiligen Väter, — jeder eben so arg, als wenn er noch der einzige wäre, — unablässig despotisirten und tyrannisirten, da sie sich unter einander heftig entzweiten, da sie einen König gegen den andern, einen Fürsten gegen den andern, in Wuth brachten, und da diese Nebenbuhler auf ihre eigenen Kosten mächtige Kriegsheere stattlich ausrüsteten, gegen einander langwierige Kriege führten, selbst mit den Streitern auszogen, Treffen lieferten, Schlachten verloren, Bataillen gewannen; — dann erst erholte man sich einigermaassen aus dem langen Taumel der Schlaftrunkenheit, fieng an, sich eines bessern zu besinnen, und

ward nach und nach die grossen Verirrungen, unglaublichen Ausschweifungen und abscheulichen Missbräuche der drei elenden Knechte aller Knechte wieder recht lebhaft gewahr. Der Menschenverstand erwachte, und man begann, sich auf allen Seiten an den nichtswürdigen Oberhäuptern des Aberglaubens und des Pfaffenreichs zu reiben, sie hier und dort ungescheut zu verachten, zu verspotten und zu verhöhnen.

So ungefähr mochten die äussern Verhältnisse, öffentlichen Verbindungen und überhaupt die politische Verfassung der Nord, West und Südalpenländer jenes Zeitalters, im Verhältniss mit dem unsrigen, beschaffen seyn. Kurz war die Schilderung, indessen zu unserm Zwecke vielleicht schon lang genug.

Nach dieser kleinen Ausschweifung werden Sie leicht sehen, wie merkwürdig es ist, in einem so sonderbaren Jahrhunderte einen Mann anzutreffen, der viele, eben so angenehme, als interessante Aehnlichkeiten mit einem andern aus unsern erleuchteten Zeiten aufzuweisen hat. Nichts soll uns nun mehr verhindern, sie beständig vor unsern Augen zu behalten, gegen einander zu stellen, und beide so zusammen zu vergleichen.

Wenn

Wenn wir also auf ihr Leben den ersten flüchtigen Blick werfen, so fällt uns in die Augen, dass sowohl *ALBRECHT*, als *LEOPOLD* eine ziemlich erträgliche Erziehung genossen, ohne welche es unmöglich ist, in reifern Jahren weder von einem einzigen Menschen, noch von einem ganzen Volke etwas Vortreffliches zu erwarten. Denn in einem so vorzüglichen Grade der Mensch auch alle seine Mitgeschöpfe übertrifft, so ist er dennoch bei der Geburt von Natur eben so unfähig, wie alle anderen, gleich anfangs etwas durch sich selbst zu erschaffen. Hat er unterdessen in seiner Jugend nur erst gute Eindrücke und fruchtbaren Stoff, weiter zu wirken, von aus-
sen her empfangen: dann ist sein Geist unaufhörlich beschäftigt, vorwärts zu arbeiten, verwandte Sachen gegen einander zu halten, und neue Dinge von selbst zu erfinden, die seinem Mitbruder oft unbegreiflich vorkommen.

Zwar hatten sie beide nicht, wie *ALEXANDER* einen *ARISTOTELES*, wie *TRAJAN* einen *PLUTARCH*, oder wie der Enkel *LUDWIGS* des Vierzehnten einen *FENELON*, zu ihren Lehrern; sondern es waren Männer, die selbst

noch nicht ganz hell sahen. Inzwischen scheinen diese dennoch einigen gesunden Menschenverstand besessen zu haben. Und es wäre immer Glück genug, wenn jeder Menschenerzieher zugleich auch gesunden, graden Menschenverstand besässe.

Denkt man an das jugendliche Zeitalter von beiden, an den Ort ihres Aufenthalts und an die damaligen religiösen Vorstellungen, Verhältnisse und Lagen der Dinge daselbst; so will das immer schon viel sagen, wenn man hier Männer antrifft, die sich einigermaassen von den groben Vorurtheilen ihrer Zeit losgerissen haben, und wenn man diese aus dem Gewimmel herausucht, um junge Fürsten zu ihrer künftigen, wichtigen Laufbahn zu bilden. — Hätte sich der unsterbliche JOSEPH der zweite, wie alle wirklich grosse Menschen, in der Folge nicht auf alle nur mögliche Art selbst aus dem Schlammne hervorzuarbeiten gesucht; so wäre er unstreitig auch nichts weiter, als ein mittelmässiger Herrscher geworden.

Wenn ALBRECHT bei seinem alten Pastor, oder Pfarrer, die Kirchengeschichte, Rhetorik, Kasuistik und lateinische Floskeln auswendig

wendig lernte; so musste *LEOPOLD* nicht weniger die Kirchengeschichte, Rhetorik, und, vermuthlich nicht viel bessere, Logik studiren, und überdies mit seinem Lehren lateinisch sprechen.

Sie mussten also beide Lateinisch lernen: aber man las mit ihnen weder die schönen Klassiker, noch flöste man ihnen den hohen Geist von Griechenland und Rom in ihrer Jugend ein. Ihnen nützte also die lateinische Sprache, oder vielmehr die lateinischen Wörter zu nichts. Auch war sie ihnen für den Posten, für welchen sie erzogen wurden, gänzlich überflüssig; denn niemand glaubte, dass sie beide jemals etwas anders in diesem Leben werden würden, als Herzoge. So tief liegt dem menschlichen Auge die Zukunft im Dunkel gehüllt!

Fragt man unterdessen: wozu dient einem Regenten — als Regenten betrachtet — er sey gross oder klein — die hoch bewunderte lateinische Sprache? wozu hilft sie ihm? — so könnte man vielleicht mit gutem Grunde antworten: Sie dient bei der Erlernung dazu, ihm die goldene Zeit unwiederbringlich zu rauben, die er auf tausend weit nützlichere Sachen,

chen, zur Kenntniss der Länder, der Menschen und der Geschichte, hätte anwenden können: — und sie hilft ihm allenfalls dazu, gleich einem stolzen Schulpedanten auf seine in diesem Fache unerfahrenen Mitbürger verachtungsvoll bisweilen herabschauen zu können.

Allein unsere beiden jungen Fürsten waren gleich weit entfernt, in diesen Ton mit einzustimmen. Sie hatten vielmehr dies schon in ihrer frühen Jugend zusammen gemein, dass sie beide leutselig, sanft und nachgebend waren. Hieraus entwickelte sich nach und nach ihr vortrefflicher Charakter, der immer mehr zum Theilnehmen und Nachgeben, zur Liebe und zur Verzeihung gestimmt war, als zur Härte, oder zum Bestrafen, zum Hasse, oder zum mürrischen Wesen. Alle ihre Schritte bezeichnete Güte, alle ihre Wege Wohlwollen. — Daher entstand ihre Liebe zum Frieden, und die Verabscheuung des Krieges. Daher kam die Begierde zu den Wissenschaften, und die Verachtung der Barbarei.

Doch wir wollen sehen, wie beide sich selbst bildeten, welche Richtung sie nahmen, welche Mittel sie wählten, und welche literarische

rarische Bahn sie einschlugen, um sich möglichst zu vervollkommen.

Die ersten Keime zur künftigen Bildung waren also bereits gepflanzt: allein sie hüteten sich beide gar sehr, hierbei stehen zu bleiben, sich mit dem Erlernten zu begnügen, und so, wie Millionen von andern, sich in Unthätigkeit einwiegen zu lassen. Ihr strebender Geist fand hieran keine Befriedigung: ihm schien dies nur Spiel und Tand. Bald forschten sie weiter, erblickten das ungeheure Feld der Wissenschaften in seiner ganzen Grösse, und unterschieden geschwind das Wichtige von dem minder Wichtigen, das Nützliche von dem minder Nützlichen, das Vortheilhafte von dem Schädlichen, das Grosse von dem Kleinen, das Vortreffliche von dem Nichtswürdigen, das Angenehme von dem Unangenehmen, das Schöne von dem Schlechten, das Tugendhafte von dem Lasterhaften. Hat der menschliche Geist nur erst einmal das Vorzügliche, Grosse und Erhabene einsehen gelernt: was sollte ihn nun zurückhalten, wofern die äussern Umstände ihm nicht durchaus alle zuwider sind, es schnell zu umfassen und sichs so ganz eigen zu machen?

Es

Es liegt in der menschlichen Natur, und ist derselben angeboren, physisch oder moralisch immer fort zu schreiten, nie stehen zu bleiben, sich mit dem Gegenwärtigen nur sehr selten zu befriedigen, nach einem fernen Ziele zu ringen, und höheres Glück zu suchen.

Eben so gieng es auch *LEOPOLD* dem Guten und *ALBRECHT* dem Guten. Kaum hatten sie erfahren, dass es etwas Besseres, als blosse Wortgelehrsamkeit, dass es eine bessere Geschichte, eine bessere Weisheit gäbe; so beschäftigten sie sich unaufhörlich damit, verliessen die alten Vorurtheile, legten die vorgefassten Meinungen ab, verbannten aus ihrer Seele die verjährten Gebräuche, und sogen die Regeln Grundsätze und Lehren einer bessern und sanftern Lebensweisheit ein.

Schwer ward es ihnen, und lange mussten sie kämpfen, ehe sie die einmal eingepprägten, verkehrten Begriffe von Dingen völlig wieder ablegen konnten. Jedoch durch ihren anhaltenden Fleiss in Lesung der besten Schriften, und durch ihr unaufhörliches Betrachten der besten Muster aller Jahrhunderte, aller kultivirten Völker und aller Himmelsstriche zerstreuten sie die dünstenden Nebel ihrer unrichti-

richtigen Vorstellungen, wie die aufgehende Sonne das schwarze Dunkel der Nacht,

Sie fingen an, heller zu sehen. Die Fackel einer gesunden Philosophie öffnete ihnen die Augen noch mehr; ein wohlthätiges Licht ergoss sich über ihre Gesinnungen, Denkungsarten und Vorstellungen: sie erblickten die Missbräuche der Vorzeit, die Thorheiten ihres Zeitalters: sie wurden gewahr die grossen Wirkungen einzelner Männer voriger Jahrtausende, die überwiegenden Vortheile ihrer eigenen Jahrhunderte vor vielen andern: und ein Glanz strömte dahin über alles, was sie dachten, hörten, thaten und wirkten. Wer hätte nun nicht überall das Beste wählen sollen? — Sie thaten es, bildeten sich selbst vorher, bildeten ihre Mitbrüder hernach, machten sie glücklich, verbreiteten unsägliches Wohl um sich her, und verschafften dadurch allen ihren Mitbürgern frohen Lebensgenuss.

Geleitet durch diese Ideen, wandelten sie auf dem schönen Wege der Tugend ununterbrochen fort, und bemühten sich unaufhörlich, immer noch vollkommener zu werden. Um es dahin zu bringen, las für sich *ALBRECHT* vorzüglich die Pflichten des *CICERO*,
und

und eine Uebersetzung von der Ethik des *ARISTOTELES*. *LEOPOLD* strebte nicht weniger dahin, und las deswegen die Moral des *GELERT* und die Charaktere des *de la BRUYERE*. Wenn *ALBRECHT* sein Vergnügen an *PLATO's* göttlichen Werken fand; so freute sich *LEOPOLD* über einen *MONTESQUIEU* und *ROUSSEAU* noch mehr. Solche Männer machten sie zu ihren Vertrauten, durchlebten mit ihnen die Tage, und vertrieben sich mit ihnen des Abends die Zeit. Wer sollte, durch diese grossen Männer angeführt, nicht weise geworden seyn?

Sie forschten unaufhörlich weiter, um die Tiefen der Weisheit zu ergründen: sie fuhren fort, die Geschichte zu studiren: und hörten nie auf, die innersten Falten des menschlichen Herzens kennen zu lernen. Ergötzte sich *ALBRECHT* an dem Vater der alten Geschichte, *HERODOT*; so belustigte sich *LEOPOLD* nicht weniger an dem Vater der neuen Geschichte, *GUICCIARDINI*. Las *ALBRECHT* sehr gern den *LIVIVS*; so las *LEOPOLD* noch weit lieber den *de VOLTAIRE*. — Daher entsprang ihre nachherige grosse Kunst, weise Gesetze zu geben, und Völker glücklich zu machen.

So

So studirten diese zwei fleissigen, jungen Fürsten ununterbrochen fort. Nichts konnte sie abhalten, die grossen Männer Tag und Nacht zu betrachten, sich nach ihnen zu bilden, und sie bei jeder Gelegenheit nachzuahmen.

Sie lasen die Bücher der besten Schriftsteller aller Zeiten und Länder so eifrig, dass sie beide dadurch bei ihren Vorgesetzten zum Gespötte wurden. ALBRECHTS Vormünder lachten oft hönisch über sein anhaltendes studiren, und machten ihm Vorwürfe, warum er nicht lieber die Freuden seines Alters und Standes genösse. Allein er kümmerte sich wenig darum. Er widmete sich nur noch desto mehr den Wissenschaften.

Eben so gieng es auch unserm LEOPOLD. Er war so begierig nach dem Lesen der geistreichsten Schriftsteller und nach Erforschung der Wahrheit, dass er nur sehr selten ohne einem guten Buche die Zeit sich zu vertreiben wusste. Daher nannten ihn scherzend seine Geschwister den *Doctor*; und bei jedem Bonmot, das sie irgendwo hörten, sagten sie: „Das ist wieder einmal etwas für unsern Bruder!“ Nie konnte ihm jemand einen empfindlichen

lichen

lichem Schmerz verursachen, als wenn man ihm seine Bücher wegnahm, oder ihn zu lesen verhinderte; welches bisweilen aus Schalkheit geschah. — Wo ist der, welcher solche vortreffliche Jünglinge, als die unsrigen beiden, nicht hätte lieb gewinnen sollen?

In ihrer Jugend hatten beide fast das nehmliche Schicksal, in Rücksicht ihrer Väter: denn sie verloren dieselben schon sehr frühzeitig. ALBRECHT hatte erst elf Jahre, als der Tod seinen Vater unbarmherzig ihm raubte. — LEOPOLD war nur sechs Jahr älter, als auf seinem Hochzeitfeste unvermuthet sein Vater ihm starb. Kränkend war ihnen dieser unerwartete Verlust; besonders zeigte sich ALBRECHTEN jetzt das Schicksal von keiner günstigen Seite: denn eigennützig und raubgierigen Vormündern musste er sich unterwerfen. Aber durch ihre Standhaftigkeit und Geduld besiegten sie diese, so wie alle andern, unangenehmen Ereignisse, welche sich ihnen in der Folge der Zeiten darboten.

Allein wir treffen noch mehrere Aehnlichkeiten an, die eben so interessant, als auffallend sind. Unter denselben möchte vielleicht diese die erste Stelle behaupten, dass beide

beide durchs Loos dazu bestimmt waren, Herzoge über angesehene Länder zu werden.

Dies möchte zwar manchem sehr natürlich und gleichgültig erscheinen: unterdessen ist es doch wirklich nicht so. ALBREGHT war zwar von Mutterleibe an als Erstgeborener zum Herzoge bestimmt: nicht so LEOPOLD. Dieser hatte zwei ältere Brüder, von denen der eine Kaiser, und der zweite ein Kind des Todes ward. Durch diese Zufälle erst fügte sich, dass LEOPOLD Herzog, oder Grossherzog werden konnte. — Dann ist es auch noch überdies immer merkwürdig genug, dass unsere beiden Fürsten, vor ihrem Regierungsantritte der Königreiche und vor der Annahme des heiligen römischen deutschen Reichs, Herzogthümer wirklich zu verwalten hatten: denn es sind in der deutschen Geschichte ganze Jahrhunderte, in welchen die Reichsoberhäupter vor dem Empfange des Kaisertitels weder ein Herzogthum, noch irgend einen andern, kleinen oder grossen Staat verwalteten.

Hieraus wird man also leicht einsehen, dass es nicht so ganz alltäglich ist, wenn unsere beiden Fürsten, die in so verschiedenen Zeitaltern lebten, nicht nur den herzoglichen
Titel

Titel führten, sondern auch über Herzogthümer, die keinesweges zu den kleinsten gerechnet werden können, noch vorher regierten, ehe sie den Titel des deutschen Kaiserreichs erhalten hatten. — Wenn ALBRECHT zu seinem Erbreiche das Herzogthum Oesterreich erhielt; so ward LEOPOLDEN dafür das Grossherzogthum Toskana, ebenfalls als Erbreich, zu Theil.

Indem wir unsere Aufmerksamkeit auf ihr Herzogwerden richten, springt uns eine andere, noch weit überraschendere Aehnlichkeit in die Augen. LEOPOLD trat in seinem achtzehnten Jahre, nach dem Tode seines Vaters, die Länderregierung ungehindert an. Wenn geschah es bei ALBRECHTEN? grade auch in seinem achtzehnten Jahre. — Dem ersten wurden wegen der Besitznehmung und Ausübung der Herrscherrechte keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt: ganz anders aber verhielt sich die Sache bei dem letzten.

Da ALBRECHTS Vater, wie wir so eben schon gesehen haben, für ihn bei weitem zu frühzeitig starb; so übernahmen einstweilen die Regentschaft Vormünder, welche zufälliger Weise aus der schlechtesten Menschenklasse bestan-

bestanden. — Ehrgeitzig, stolz, eigennützig, unruhig unter einander selbst, begierig nach anvertrauter, höherer Macht, und geitzig im erhabensten Grade, war der Charakter dieser verworfensten aller verworfenen Freunde und elenden Vormünder. Unter der Aufsicht solcher nichtswürdigen Menschen musste der arme ALBRECHT seine schönen Jahre der Jugend, ohne auch nur im geringsten etwas versehen zu haben, gleich dem Kaiser JULIAN, entfernt von allen Regierungsgeschäften, in einem alten Schlosse, oder Gefängnisse verschmachten. — Hier bewiesen sich die Landstände von Oesterreich sehr edel, und zeigten sich als wahre Verehrer ihres eigenen Vaterlandes; welches doch immer nur sehr selten geschieht: und eben darum verdienen sie desto mehr von der Nachwelt geschätzt zu werden. Sie liebten ihren jungen Herzog ungemein, kannten seine mannigfaltigen Talente, von denen er schon öfters deutliche Proben gegeben hatte, schätzten seine überwiegenden Vorzüge vor unzählbaren andern; verachteten hingegen seine verruchten Vormünder, widersprachen ihnen bei jeder Gelegenheit, nahmen überall die Parthei ihres rechtmässigen Fürsten, der verdrängt werden sollte, setzten sie endlich ab, ver-

verjagten zuletzt jene tyrannischen Paschas aus dem Lande, und übertrugen nun, ganz auf eigenem Antrieb, ihrem jungen Herrscher, in seinem achtzehnten Jahre, feierlich die Regierung. — Welche grossen Erwartungen muss man nicht schon damals von ALBRECHTEN gehabt, und welche vortheilhaften Versprechungen sich von ihm gemacht haben!

Beide kamen also, nach mancherlei Drangsalen und Widerwärtigkeiten, in *einem* Alter zum ruhigen Besitze ihrer Länder. — Hier nun öffnete sich ihnen ein weites Feld, auf dem sie zahlloses Gute stiften, Wohlthun um sich her verbreiten, ihre erlangten Fähigkeiten zeigen, ihre noch schlummernden Kräfte hervorrufen, und ihre Talente zum Vorthail der Menschheit anwenden konnten. Unfreundlich erschien ihnen die Aussicht, welche ihr künftiger Wirkungskreis werden sollte; und rauh zeigte sich ihnen die Lage, auf welcher sie Menschen zu bilden haben würden: aber durch Entschlossenheit, Muth und Verstand wussten sie bald die widrigen Anblicke reizend zu machen, die unebenen Gegenstände in ebene zu umformen, die steilsten Gebirge in lachende Fluren zu verwandeln,

deln; und die rohen Länderbewohner in gesittete Staatsbürger umzuschaffen.

So weise Fürsten es auch vor ihnen in ihren wechselseitigen Herzogthümern gegeben hatte, und so ruhmvoll dieselben auch ihre Länder verwaltet hatten, so waren solche Regenten dennoch schon einige Zeit vor ihrem Regierungsantritte verschwunden, schlechtere an ihre Stelle getreten, und der Staat sowohl, als seine Einwohner in einen der betrübtesten Zustände versetzt worden. Kurz, Oesterreich und Toskana befanden sich in Umständen, in welchen sie eines geschickten Arztes höchst nöthig bedurften, der aber zugleich auch wirklich fähig wäre, die alten Wunden aus dem Grunde zu heilen, die zurückgebliebenen Narben durch seine Kunst unkennbar zu machen, überhaupt den ganzen kränklichen Körper von dem Innersten heraus zu kuriren, den Umlauf des Bluts schneller in Bewegung zu bringen, den Verdauungswerkzeugen kraftvolle, stärkende Säfte zur Verarbeitung zu geben, dadurch alle Glieder zu stärken, und so der ganzen hinfälligen Maschine eine verbesserte, neue und lebhaftere Gestalt zu verschaffen. Wer hätte sich wohl bei Oesterreichs Staatsmaschine da-

D

zu

zu besser geschickt, als ALBRECHT? und wer in Toskana besser als LEOPOLD?

Sie bemühten sich beide sehr ernstlich, nicht nur ihre grossen Vorgänger und andere wohlthätige Machthaber der Vorzeit glücklich nachzuahmen, sondern sie suchten dieselben in jedem Stücke auch noch um vieles zu übertreffen. Und so muss es auch immer seyn, wenn der Sterbliche etwas vor sich zu bringen gedenkt. Ahmt er blos nach; so wird er wahrscheinlich stets unter dem Muster bleiben: nimmt er aber sein Vorbild nur als einen Leitfaden an, den ehemals sich ein grosser Man knüpfte, um seinen Zweck zu erreichen, und an den weiter niemand gebunden ist; so wird er diesen unstreitig noch bei weitem übertreffen, wofern nicht alles in der menschlichen Gesellschaft täuscht. Zwar giebt es andere ausserordentliche Menschen, die auf ihrer Bahn dahineilen, ohne weder einen Maasstab in den Händen, noch einen Wegweiser bei sich zu haben; die aber auch eben deswegen sich in ungeheure Wildnisse verirren, aus welchen sie nur sehr selten mit gesundem Körper sich wieder herauszufinden, Kraft genug besitzen.

Belehrt

Belehrt durch die grossen Exempel in der Geschichte, hatten sie die Vorzüge der wenigen weisen Machthaber kennen, die Fehler unzähliger thörichten Regenten verachten gelernt. Durch edle Beispiele jener Art aufgemuntert, entstand in ihnen der erhabene Gedanke und die brennende Begierde, einst auch der Nachwelt Muster von ihrer Staatsverwaltung und von ihren eigenen Herrschertugenden zu hinterlassen, wornach sich wieder Machthaber von kommenden Geschlechtern in künftigen lahrhunderten richten, die sie nachahmen, und nach welchen sie sich bilden könnten. Gross war das Vorhaben, gefährlich die Unternehmung, schwer der Plan, mühsam die Ausführung, verwickelt das Durchsetzen: aber was ist einem Menschen unmöglich, wenn er *wirklich* will? — Was vermag, ihm zu widerstehen, wenn es ihm wahrer Ernst ist, seine Entwürfe durchzusetzen, es koste auch, was es nur immer wolle? — Der Mensch bleibt dann nicht mehr Mensch: er wird ein irdischer Gott: was er will, geschieht; was er angreift, gelingt.

Sowohl LEOPOLD, als ALBRECHT fanden ihre Staaten beinahe völlig verwildert. Daher

boten sich ihnen auf allen Seiten unzählbare Gegenstände zur Verbesserung dar. Es war, als wenn die göttliche Vorsehung sie bloß dazu geschaffen hätte, neue Schöpfer ihrer kleinen Nationen zu werden. Und gewiss war kein Sterblicher, in ihrem jedesmaligen Alter, mit mehrern Talenten dazu geboren worden, und keiner hatte sich mehrere Kenntnisse zu dieser Absicht erworben, als unsere beiden vortrefflichen Fürsten! Wer hätte also zu dieser Unternehmung auch würdiger seyn sollen, als sie?

Keiner von beiden überliess die Verwaltung des Staats seinen Höflingen, Bedienten, oder Schmeichlern, noch vielweniger Frauenzimmern; sondern diese lebenswürdigen Männer dachten, wirkten, handelten überall selbst. Nie fassten sie vollkommenes Zutrauen auf die Berichte ihrer Diener und anderer Staatsbeamten: alles mussten sie mit eigenen Augen, alles selbst erforschen, alles selbst untersuchen. Nach diesem Geschäfte erst befriedigten sie sich; und nach genauer Verrichtung dieser Dinge wurden schleunige Maasregeln getroffen zur Verbesserung, zum Wohlseyn und zur Glücklichmachung ihrer Staatsbürger.

Nur

Nur selten, oder vielleicht niemals, gabs bis jetzt noch Herrscher, welche so ganz unermüdet den Regierungsgeschäften oblagen, für ihre Untergebenen — denn von *Unterthanen* wussten sie nie etwas — so väterlich sorgten, und sie durch alle mögliche Mittel so glücklich zu machen suchten, als die unsrigen beiden.

Unter ihren vielfachen Verbesserungen des Staats und seiner Einwohner treffen wir gleich Anfangs einige merkwürdige Aehnlichkeiten an. Bei dem Regierungsantritte ALBRECHTS, gab es in Oesterreich Diebe, Räuber und Mörder ohne Zahl; hingegen der fleissigen Arbeiter waren nur äusserst wenige. Traurig war der Zustand des Landes. Das rechtmässig erworbene Vermögen wurde dem Eigenthümer auf eine unbarmherzige Art gestohlen, die Güter dem Reichen gewaltsamer Weise geraubt, das mit saurem Schweisse erlangte Eigenthum dem fleissigen Armen auf das grausamste entrissen: die Reisen waren gefahrvoll, die Landstrassen jeden Augenblick bedroht; von Wirthshäusern wusste man noch nichts: kurz, man war nirgends, weder in Städten, noch auf den Dörfern, weder auf freiem Felde, noch in düstern Gebüschen, recht sicher: überall musste man ver-

vermuthen , seinen Geist aufzugeben , gezwungen zu werden. ALBRECHT rottete sogleich die Diebe aus , bestrafte die Räuber, hielt die Herumstreicher zur Arbeit an, sicherte dem Bürger sein Eigenthum, erbaute Wirthshäuser, und legte Landstrassen an, zur bequemen Fortbringung der Waaren und zu desto schnellerem Reisen des Wanderers.

Grade so standen die Sachen in Toskana, und auch fast eben so handelte LEOPOLD. Der Diebe, Räuber, Banditen, Mörder und Herumstreicher von jeder Gattung waren so viele, dass niemand ohne dringende Noth aus seinem Hause sich wagte, und oft in seiner Stube über die Greuelthaten zurückbebte, die er vor seinen Fenstern ausüben sah. Das Eigenthum ward nicht minder von allen Seiten her grausam bedroht: nur selten vermochte es ein Bürger, durch Anwendung aller Mittel zur Sicherheit, dasselbe sich zu erhalten. Aber durch kluge Maasregeln wusste der weise LEOPOLD, diesem Unheil ein baldiges Ende zu machen. Die Mörder wurden bestraft, Räuber ausgerottet, Diebe in Furcht gejagt, Banditen in Schrecken gesetzt, zu ihrer Beschäftigung Arbeitshäuser erbaut, und hier den Her-

um-

umstreichern Arbeiten angewiesen. — Dies wirkte unglaublich. In sehr kurzer Zeit war jenes barbarische Land in einen ruhigen Wohnsitz friedliebender Bürger verwandelt. — Schöne Strassen wurden angelegt, wohleingerichtete Gasthöfe erbaut, und sichere Brücken über die Flüsse geschlagen. Nun erst konnte der Wanderer seinen Weg ungestört fortsetzen, der Ermüdete ungehindert ausruhen, und der Erquickte seinen Pfad unbekümmert verfolgen. — Wie manchen stillen Segen und wie manchen herzlichen Dank mag LEOPOLD und ALBRECHT schon dafür allein von jedem Reisenden empfangen haben!

Waren ihre Länder nur erst von gefahrvollen Räubern befreit worden, so liessen sie sich jetzt nichts so sehr angelegen seyn, als den Feldbau. Und so hätten wir denn hier wieder eine neue Aehnlichkeit gefunden.

Sie sahen mit Recht den Feldbau nicht nur als den Grundpfeiler an, auf welchem die ganze Staatsverwaltung beruhe; sondern sie betrachteten denselben auch als die einzig mögliche Quelle, aus welcher aller Reichthum, Wohlstand und Völkerglück herfliessen müsse. Denn woher sollte anders, als aus der Mutter Erde,

Erde, die Kultur und Erhöhung des Menschengeschlechts entspringen? — Schade ist's, dass immer noch so wenige unter den Fürsten die vortrefflichen Gesinnungen LEOPOLDS und ALBRECHTS in diesem Stücke vollkommen zu beherzigen, thätige Kraft genug in sich fühlen!

Der Ackerbau schien ihnen also eines von denjenigen Stücken zu seyn, ohne welche es auch nicht einmal denkbar ist, den Staat nur einigermaassen aus seinem so nutzigen Staube zu erheben. Daher wandten beide alle ersinnlichen Mittel und Kunstgriffe an, um ihn desto schneller emporzubringen, dadurch den ruheliebenden Bürger reicher, vergnügter und glücklicher zu machen, und so ihrem Lande und seinen Einwohnern eine ganz neue, veränderte und schönere Gestalt zu geben.

Die Zeitgenossen und die nachfolgenden Geschichtschreiber können den Eifer gar nicht genug rühmen, mit welchem ALBRECHT den Feldbau auf alle nur mögliche Weise zu befördern und blühend zu machen gesucht habe. — Ebenso stimmen unsere Zeitgenossen darin vollkommen überein, dass LEOPOLD den Ackerbau aus allen Kräften und auf jede denkbare
Art

Art emporzubringen, sich bestrebt habe. Mehrere unter denselben versichern aufs heiligste, dass am Ende seiner Regierung in ganz Toskana auch nicht eine einzige Spanne breit Landes wüste gelegen habe, oder unangebaut geblieben sey.

So verwandelten diese beiden lebenswürdigen Fürsten öde Wüsteneien in fruchtbare Aecker, verlassene Gegenden in reizende Gefilde, kahle Berge in grünende Hügel, sandigte Steppen in tragbare Fluren, sträuchervolle Regionen in annuthige Ebenen, wasserreiche Strecken in lachende Wiesen, ungesunde Sümpfe in getreidebringende Felder, todte Wahlstätte in lebendige Auen, und überhaupt ihre einsamen Länder in vergnügte Wohnsitze der edelsten Geschöpfe Gottes.

Eine gleiche Sorgfalt wendeten beide auf die Bevölkerung ihrer Staaten, die eben so arm an Menschen, als an jedem andern Vortheile kultivirter Nationen vor unkultivirten waren. Ihre edle Absicht gieng bei den mannigfaltigen Verbesserungen vorzüglich dahin, ihre Länder reich an Produkten und reich an Verzehrern derselben zu machen, um durch die vereinte Menschenmenge jedem Mitgliede
der-

derselben frohern Lebensgenuss zu verschaffen. Sie ergriffen jedes Mittel, wo sie es immer auch fanden, um die Menschenklasse auf alle Art und Weise grösser und ausgebreiteter entstehen, und durch die angestrengten Arbeiten aller, jedem einzelnen Staatsbürger sein Leben erträglicher, angenehmer und froher werden zu lassen. Zu wenig würde man zuverlässig nicht sagen, wenn man behaupten wollte, dass ihre beiderseitigen Länder am Schlusse ihrer Regierung mehr, als noch einmal so viel Einwohner gehabt haben, wie sie zu Anfange hatten.

Ausser vielen andern Mitteln, welche sie anwandten, um die Volksmenge zu vergrößern, stimmten sie besonders in einem Punkte überein, welcher darin bestand, dass sie junge Mädchen, denen das Schicksal seine reichen Schätze versagt hatte, mit dem Heirathsgute auf ihre eigenen Kosten ausstatteten, und ihnen auf diese Art desto geschwinder einen Mann verschafften, da diese armen Geschöpfe vielleicht ihr ganzes Leben hindurch, ohne jene Wohlthat, hätten schmachten müssen. So bewiesen sich unsere beiden Fürsten überall leutselig, hülfreich und gut!

Weil

Weil wir nun einmal mit ihren Bemühungen, die Bevölkerung emporzubringen, beschäftigt sind; so möchte es hier vielleicht nicht ganz am unrechten Orte stehen, nicht sowohl einer Unähnlichkeit, als vielmehr nur einer kleinen Abweichung zu erwähnen, die unstreitig, wie man in der Folge sehen wird, die einzige in ihrem ganzen tugendhaften Leben gewesen ist, und die eigentlich nicht völlig auf ihnen, sondern auf der Verschiedenheit der herrschenden Meinungen ihrer Zeitalter zu beruhen scheint.

In der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts dachten sich die Verständigern unter der jüdischen Nation ein Volk, welches dem Staate in jeder Rücksicht wegen seiner sonderbaren Gebräuche und üblen Gewohnheiten nicht nur entbehrlich, sondern auch noch überdies sogar bisweilen gefährlich werden könnte. Durchaus zu leugnen mag hier und dort diese Meinung auch wohl nicht seyn: denn wenn man auch alle Mittel der Beredsamkeit anwenden wollte, um die Juden davon zu überzeugen, dass sie sowohl in Rücksicht ihrer Religionsgebräuche, als auch anderer Cerimonien, vorzüglich aber wegen ihrer

rer Lebensart und ihren Grundsätzen — wohin ohne Zweifel ihr von andern Religionsverwandten abweichender Sabbat, und ihre Verweigerung zum Kriegsdienste, das damalige Element, zu rechnen seyn dürfte — jedem christlichen Staate weit mehr Nachtheil, als Vorthail bringen; so würde dies doch alles vergebens seyn. Sie glauben vielmehr, sie allein wären es, welche die wahre Religion besäßen; sind deswegen die orthodoxeste Nation des Erdbodens, und rechnen sich gar nicht einmal für eine Missethat an, den Christen, Muhamedaner und jeden andern Religionsgesinnten bloß darum auf alle nur ersinnliche Art zu schnellen und zu betrügen, weil diese grösstentheils einfältig genug sind, sich betrügen und hintergehn zu lassen. Wer hätte einem solchen Volke wohl noch lange gewogen bleiben können?

Ist es also noch lange zu verwundern, wenn unser ALBRECHT auch so dachte? — Er liebte sein Volk, war fest entschlossen, es auf jede Art glücklich zu machen, es koste, was es auch immer wolle, und bemerkte vornehmlich einen Gegenstand, der ihn vor allen andern an der Ausführung seiner schönen Pläne hinderte.

hinderte. Dies Hinderniss waren die Juden. Er gebrauchte alle gütliche Maasregeln, um sie auf andere Wege zu bringen; oder dieselben doch wenigstens für seine Mitbürger unschädlich zu machen. Aber alles war vergeblich. Die Hebräer wollten sich weder verbessern, noch ihre Gebräuche umändern.

Ungefähr durch diese Betrachtungen geleitet, ergriff er ein Mittel, das man in der Folge für allzu hart gehalten, auch wohl noch ganz anders ausgelegt, und ihn um dieser Ursache willen noch obendrein der Grausamkeit beschuldigt hat. Da keine Vorstellungen bei den Juden mehr fruchten wollten, so befahl ALBRECHT denselben, sein Land zu verlassen; und wie dies gleichfalls auch nichts helfen wollte; so liess er sie aus seinem Staate vertreiben. Auch dies zu thun, weigerten sich einige. Diese sollen verbrannt worden seyn. — Uns klingt das schrecklich: aber für die damaligen Zeiten war es gar nichts ungewöhnliches, sondern noch eine gnädige Strafe. —

Man wird also hieraus leicht einsehen, dass es bei ALBRECHTEN in der That keine Grausamkeit war, sondern dass sich hier blos einige Merkmale der Schwäche seines Geistes zu ver-

verrathen scheinen. Aber wo ist der Fürst, oder überhaupt der Mensch, der auf dem Kaiserthron sowohl, als der in Bettlers Kleidern, welcher keine schwache Seite haben sollte? Glauben wir vielleicht bei einem ausserordentlichen Menschen keine Schwäche zu finden, so ist dies blos Schein. Er weiss sie nur geschickter, als ein anderer, zu verbergen. Er scheint also ohne Fehler stolz zu prangen. Der Schein aber, wie Sie wissen, täuscht gewaltig.

Ganz anders und himmelweit verschieden denken aufgeklärte Leute in unserm Zeitalter über diesen Gegenstand. Sie betrachten die Juden als eine Nation, die weit mehr Mitleiden, als Verachtung verdient, die sich nun einmal von ihren anklebenden Vorurtheilen, Meinungen und Gebräuchen nicht losreissen will, hartnäckig auf ihren heiligen Grundsätzen besteht, und die durch ihre Menge, durch ihren Aufwand und durch ihr Verzehren dem Staate dennoch einige beträchtliche Vortheile gewährt. Daher kommt es unstreitig, dass man in unsern Zeiten die unglücklichen Hebräer nicht mehr vertreibt, auch nicht mehr schlachtet: denn Toleranz eben sowohl, als jede andere politische Duldung ist blos, wenigstens

stens in monarchischen Staaten, auf Eigennutz gegründet. Dies gilt demungeachtet aber nur von unsern aufgeklärtern Völkern und civilisirtern Ländern, wo man die Vortheile einsehen und die Nachtheile vermeiden gelernt hat: von der europäischen Barbarei, oder von der pyreneischen Halbinsel, wird es ohne Zweifel wohl niemand behaupten.

Eben so dachte LEOPOLD mit seinem cultivirtern Zeitalter. Er sah den Juden, den Heiden und den Christen als Mensch an, schätzte den ersten daher eben so sehr, als den letzten, und liess ihm deswegen alle Vortheile geniessen, die einem Mitgliede des Staats nur immer zukommen. Schon vorher hatten die Juden in Toskana ansehnliche Vortheile genossen: LEOPOLD räumte ihnen noch weit mehrere Rechte ein, setzte sie mit seinen übrigen Staatsbürgern in ein gleiches Verhältniss, wies ihnen sogar einige Dörfer zum Bebauen an, und machte sie beinahe zu völlig gesitteten Länderbewohnern. — So sehr können sich die Meinungen, Gesinnungen und überhaupt alle Geistesrichtungen mit ihren verschiedenen Zeitaltern eben so verschieden umändern!

Sind

Sind sich also unsere beiden Fürsten hier auch nicht vollkommen gleich; so thut diese einzige Verschiedenheit, oder Abweichung doch nichts zur Sache: sie zeigt vielmehr an, dass sie ihre Zeitalter auf sich wirken liessen, und dass sie sich in manchen Stücken genau nach demselben richteten. Wir werden sie in ihren übrigen Angelegenheiten dafür desto ähnlicher erblicken.— Beide wollten hier, wie überall, gerecht handeln. Sie thaten es auch; nur hat sich der Begriff der Gerechtigkeit seitdem ziemlich geändert. Wer vermag es, zu sagen, ob man in viertehalb Jahrhunderten auch so von LEOPOLD urtheilen wird, als heutzutage!

Aber sie wünschten nicht nur ihre Länder wohl angebaut, blühend, menschenreich und glücklich zu sehen; sondern es war auch ihr ernstlicher Wille, die Bürger des Staats reich zu machen, und sie ihre Lebenszeit so behaglich durchleben zu lassen; als es den Erdbewohnern noch jemals gelungen wäre!

Die Handlung schien ihnen daher einer von denjenigen Gegenständen zu seyn, welche ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, in einem vorzüglichern Grade verdienen.

dienten. Fabriken wurden daher angelegt, Manufakturen eifrig befördert, Arbeitshäuser von jeder Art erbaut, hier den Müssiggängern Beschäftigung gegeben, Waisenhäuser errichtet; die Fleissigen belohnt, die Faulen bestraft; die Vollbringungen der Kinder gelobt, die Nachlässigkeiten der Alten getadelt; — und so gewann nicht nur alles in kurzem ein ganz neues Ansehen, sondern es verbreitete sich auch durch alle Menschenklassen ein Wohlstand, der nur das Glück weniger, oder vielleicht gar keiner benachbarten Staaten, oder Staatchen war.

Wenn ALBRECHT unter mehrern andern die Leinwand und Wollenmanufakturen begünstigte; so suchte LEOPOLD nicht weniger die Seiden und Baumwollenmanufakturen emporzubringen. Wer kann hier wohl den verschiedenen Geschmack und Luxus der Zeitalter verkennen?

Lieb waren ihnen überhaupt die Handwerker und andere fleissige Arbeiter von jeder Gattung. Sie liessen denselben so viele Rechte und Freiheiten geniessen, als sich nur mit der Verfassung ihres Staats vertragen wollte. Oft kamen sie in die Werkstätte, wo gearbeitet wurde,

wurde, um den Beschäftigern durch ihre liebe-
reiche Gegenwart neues Leben und neue Kraft
zur grössern Thätigkeit und zur Hervorbrin-
gung ungewohnter Dinge einzuflössen.

Um der Handlung einen recht hohen
Schwung zu geben, richteten sie ihr Augen-
merk noch auf unzählbare andere Gegenstän-
de, unter denen die Schifffahrt unstreitig einer
der wichtigsten war. Beide hatten schon früh-
zeitig den grossen Nutzen und die mannigfal-
tigen Vortheile der Schifffahrt beobachtet, und
den lebendigen Geist bemerkt, welchen sie un-
ter alle Mitglieder des Staats, besonders un-
ter ihre Verehrer zu bringen, gewohnt ist.
Dies war für unsere zwei thätigen Männer
schon Reitz und Antrieb genug, um ihren
Kaufleuten hier einen Weg zu eröffnen, von
dem sie schon seit langer Zeit nichts mehr ge-
ahndet hatten.

Ihre beiderseitigen Länder haben in die-
ser Rücksicht sehr viel Aehnlichkeit. Toskana
scheint von der Natur zur Schifffahrt und zum
Handel geschaffen worden zu seyn. Auf der
einen Seite umgeben dasselbe die Wogen des
Meeres: auf der entgegengesetzten stösst es
zwar freilich an Erde: allein der schöne Arno
theilt das ganze Land beinahe in zwei gleiche
Hälften,

Hälften. In der Mitte von Toskana fließt er prachtvoll hindurch, ergießt sich ins Meer, und ladet die Einwohner zur Schifffahrt gleichsam von selbst ein.

Gehen wir nach Oesterreich hinüber; so finden wir nicht weniger Flüsse, Ströme und andere Gewässer, die von der Natur ebenfalls dazu bestimmt zu seyn scheinen, ein Volk zur Schifffahrt zu reitzen. Durchströmt dies Land nicht majestätisch die Donau? ergießt sie sich nicht, obgleich ein wenig entfernter von der Mündung, gleichfalls ins Meer? und ladet sie nicht eben so sehr ihre Anwohner zur Handlung und zu jedem Erwerbe der Reichtümer ein?

Lange währte es nicht, so bedeckten Schiffe, Kähne und Boote ihre grossen und kleinen Ströme, Flüsse und Seen. Käufer und Verkäufer vertrauten nun ihre Waaren dem unsichern Wasser an. Handwerker schickten ihrer Hände Arbeit hierher und dorthin, um ihr Leben allmählig zu Ende zu bringen. Matrosen und andere Schiffer vertraten bei diesen Beschäftigungen ihre Stelle. Die Handlung ward lebendig. Fischer und Landleute zugleich, nährten sich trefflich durch das Werk ihrer Hände.

Gieng ALBRECHT in Wien aus seiner Burg an den Ufern der rauschenden Donau spazieren, so erblickte er hier Segel, Kähne und Schiffe ohne Zahl. Verliess LEOPOLD sein kleines Schloss, wanderte er an den Mauern von Florenz umher, und kam er an die Ufer des murmelnden Arno; so ward er gewahr zahllose Schiffe, Segel und Masten, die gleich einem dicken Walde über den spielenden Wogen des zitternden Wassers hervorragten.

Vorher waren diese Gegenden entblöst von Menschen gewesen; jetzt wimmelte alles von den Kindern des *Adam*. So entstand auf der Erde und auf dem Wasser ein unaufhörliches Streben, Ringen und Kämpfen, es dem andern überall zuvorzuthun, seine Umstände zu verbessern, sich in einen bequemern Zustand zu versetzen, sein Leben gemächlicher zu führen, und so sich immer höheres Glück zu suchen.

Strassen waren schon angelegt worden, um Kaufmannsgüter desto leichter fortzubringen, und um den Reisenden auf seiner Bahn desto schneller hineilen zu lassen. Aber es fehlte noch daran, die kleinen und grossen Gebäude des Wassers von einem Flusse zum andern

andern und von einer Stadt zur andern geschwind hinüber zu setzen. Kanäle wurden gegraben: die Kaufleute frohlockten: man machte Dinge möglich, die dem Sterblichen ehemals unmöglich schienen: man vereinigte Flüsse, Städte und Dörfer, welche die Natur getrennt zu seyn geboten, und welche der Schöpfer unvereinigt gelassen hatte. Wer kann sich wohl noch lebenswürdiger Fürsten denken, die mehr für das Wohl ihrer Staatsbürger sorgten, als die unsrigen beiden?

Lassen sie uns noch einige andere Spuren und Schritte ihres Wirkungskreises verfolgen. — So schön, so rühmlich, so lobenswürdig es auch schon ist, wenn Herrscher für das Wohl ihrer Mitbrüder eifrig besorgt sind, ihre Minister in Thätigkeit setzen, oder erhalten, sich von denselben die Mängel, Gebrechen und Fehler ihrer Untergebenen vorerzählen lassen, und diese sogleich abzuhelpen und zu verbessern, sich mit äusserstem Fleisse anstrengen: so sehen sie dennoch überall immer nur mit fremden Augen. Aber welcher verständige Mensch sieht nicht lieber mit seinen eigenen?

Allein um wirklich mit eigenen Augen sehen zu können, gehört ein wenig mehr dazu,

zu, als blosses Nachfragen, gesellschaftliche Gespräche über die merkwürdigsten Begebenheiten der Reiche, oder Herumfahren um die Residenzen. Entschlossenheit, Verstand, Muth, Verachtung aller Beschwerlichkeiten, Hintansetzung aller Gefahren und Verzichtleistung auf alle Annehmlichkeiten, ist erforderlich, um dies vollkommen zu bewirken. Das Reisen, wenn es seinem Zwecke angemessen geschieht, öffnet vielleicht vor allen andern Dingen dem Regenten eine ferne Aussicht nach allen wichtigen Gegenständen hin, die ihm ausserdem gänzlich unbekannt geblieben wären, und wo es ihm jetzt frei steht, unsägliches Wohl unter seinen sämtlichen Mitbürgern zu stiften.

Welcher wohlthätige Machthaber sollte also wohl nicht ein solches Mittel erwählen, um hier Dinge kennen zu lernen, die er auf keine andere Weise erfahren kann? — Welcher wirklich gute Fürst sollte wohl nicht in seinem Lande herumreisen, um den Wohlstand seiner Untergebenen unverhöhlt zu erfahren? und um das Elend seiner ihm anvertrauten Staatsbürger ohne Aufschub zu lindern? — Wenn jeder Regent nur einen Funken von
der

der Liebe zu seinen Unterthanen hätte, welche ALBRECHTEN und LEOPOLDEN ganz beseelte; so müsste es schon ungleich besser in dieser Welt seyn. Es würde keine Despoten mehr geben: man würde nichts mehr von Tyrannen hören. Väter würden auf den Thronen sitzen: Kinder sich demselben mit Wohlgefallen nähern.

Doch, kehren wir zu unsrer Vergleichung zurück, so finden wir hier wieder eine Aehnlichkeit auf, die eben so merkwürdig als angenehm ist, und die vermuthlich in der ganzen Welt und Menschengeschichte nur äusserst selten anzutreffen seyn wird, wenn wir das goldene Zeitalter und einige unter den alten römischen Kaisern ausnehmen wollen. Unsere beiden vortrefflichen Fürsten reisten so einfach, so ganz ohne Umstände, ohne Prunk und ohne Verschwendung in ihren Ländern herum, dass man in Deutschland und England kaum nur halb begüterte Privatleute auf die nehmliche Art Städte und Länder durch-eilen sieht.

Zu Fusse reiste unser ALBRECHT durch sein Land, unterhielt sich mit jedem, der ihm nur immer in den Weg kam, lernte dadurch
die

die Vortheile , lernte die Nachtheile seines Staats, kehrte beladen mit denjenigen Kenntnissen , welche ihm jetzt die nöthigsten zu seyn schienen, nach Hause, und säumte nun keinen Augenblick mehr, die alten Schäden sogleich durch gute Mittel zu verbessern, das Land blühend, und die Geschöpfe desselben so glücklich zu machen, als ein schwacher Sterblicher es nur zu vollbringen vermag.

Beinahe eben so einfach reiste unser LEOPOLD. Nur einen Diener und einen Sekretair hatte er bei sich. Da man die bergigten Gegenden seines Landes blos mit Zaunthieren bereisen konnte; so hatte er für seine eigene Person hiezu einen Maulesel bestimmt, durchwanderte auf diesem armseligen Thiere, begleitet von seinem kleinen Gefolge die steilsten Gegenden, und achtete weder die brennende Mittagshitze, noch die gefährlichen Mitternachtsfinsternisse, bei was immer für Witterung es seyn mochte, um die Armuth, das Elend und den Jammer in den hie und da zerstreuten Hütten aufzusuchen, die Leidenden zu trösten, die Schwachen zu unterstützen, und den Kummer der Unglücklichen zu lindern. — So reisten zwei Fürsten, von edlem deutschen

deutschen Blute entsprossen, blos deswegen, um der leidenden Menschheit aus allen Kräften zu helfen! Wo findet man ihres Gleichen?

Nun waren sie ihre Länder durchreist, hatten ihre Vortheile und Nachtheile kennen gelernt, ihr Gutes und Böses selbst gesehen, ihre Staatsbürger und die Verhältnisse derselben genau erforscht, ihr Schönes und Hässliches durchschaut, ihr Angenehmes und Unangenehmes bemerkt. Was blieb ihnen also jetzt noch übrig zu thun? — Vermuthlich weiter nichts, als immer weiter zu wirken, immer noch mehr gute Thaten zu verrichten, und ihre Länderbewohner auf eine immer noch höhere Stufe zur Glückseligkeit zu führen. Wodurch hätten sie anders zu ihrem Zwecke schneller gelangen sollen, als durch weise Gesetze? — Und so finden wir denn wirklich, dass sie beide auch hier wieder in einer neuen, bewundernswürdigen Gleichung mit einander stehen.

Sie kannten beide die Geschichte, kannten die Menschen der vorigen Jahrhunderte, oder Jahrtausende, und kannten die Erdensöhne mit allen ihren Leidenschaften der gegenwärtigen Zeit. Wer hätte bei so mannigfaltigen

gen

gen Kenntnissen, verbunden mit einer guten Beurtheilungskraft, wohl noch unfähig bleiben sollen, Gesetze bekannt zu machen, die grade für ihre Mitbürger eingerichtet gewesen wären, und die auf ihr Zeitalter genau gepasst hätten?

Aber wir finden in den Annalen der Vorzeit — vielleicht wird die Nachwelt das nehmliche in den unsrigen finden — Männer, die sich als grosse Gesetzgeber hervorgethan haben, unterdessen sie selbst nur sehr wenig von den Gesetzen verstanden, wussten und sich darum bekümmerten, sondern diese Verhaltungsregeln des politischen Lebens durch ihre Diener entwerfen, ausführen und bekannt machen liessen. Ward JUSTINIAN auf diese Art nicht zum juristischen Abgott gekrönt?

Nicht so handelten unsere beiden vortrefflichen Fürsten. Sie waren gleichweit entfernt, sich durch ihre Diener, oder ihr Volk durch ihre Minister unumschränkt, leiten zu lassen. Sie sorgten überall *selbst* für die Bürger des Staats, anstatt dass sie andere dafür, nach der gewöhnlichen, löblichen Methode, hätten sorgen lassen können. Sie entwarfen die vorzüglichsten Gesetze *selbst*, durch Hülfe ihres eigenen,

genen, keines fremden, Geistes, und liessen sie bloß durch die Hände der Diener des Staats ausführen. In den Geschäften des Friedens erblickt man überall die zwei grossen Männer, welche einer Unsterblichkeit bei weitem viel würdiger sind, als ein stürmender ALEXANDER, als ein menschenverehrender TSCHINGISCHAN, oder als ein abentheuerlicher KARL der zwölfte von Schweden.

Sie nahmen die *Gerechtigkeit* im höchsten Sinne des Worts, und hielten sich so genau daran, dass sie dieselbe als den treuesten Maassstab aller ihrer Handlungen, Verrichtungen und Gesetze betrachteten. Sie verliessen sie nie aus ihren Augen, überall musste dieselbe sie leiten. Glücklich waren sie daher bei allen ihren Unternehmungen: denn wie könnten diejenigen Herrscher unglücklich seyn, welche die *Gerechtigkeit* zu ihrer Führerin und Begleiterin gewählt hatten?

Wollten wir weitläufig ihre heilsamen Gesetze durchgehen, und uns bemühen, auch hier ihre mancherlei Aehnlichkeiten aufzusuchen; so würde uns dies nur viel zu weit führen, und ermattende Weitschweifigkeit würde die Stelle einer bündigen, ermunternden Kürze ein-

einnehmen. Es sey uns genug zu wissen, dass unsere beiden lebenswürdigen Fürsten eben so lebenswürdige Gesetze ihren kleinen Staaten ertheilten, die meisten davon selbst entwarfen, und keinen andern Zweck dabei hatten, als diesen, ihre Untergebenen aus allen ihren Kräften möglichst glücklich zu machen.

Unterdessen einige Beweise davon zu durchlaufen, möchte vielleicht nicht ganz unangenehm seyn. Erlauben sie mir daher, nur einige Beispiele, oder vielmehr Betrachtungen hersetzen zu dürfen. — Sie verachteten beide die sonderbare, juristische Behauptung, als wenn der Fürst an keine Gesetze gebunden wäre. Sie befolgten dieselben bei jeder Gelegenheit vielmehr aufs genaueste. Und dies hatte den grossen Nutzen — wie schon CICERO in seinen Schriften über die Gesetze bemerkt — dass ihre Staatsbürger sogleich ihr Beispiel unvermerkt nachahnten, ihre Gesetze ohne Schwierigkeiten befolgten, ehe sie noch einmal glaubten, dass sie dieselben befolgen mussten, und so den Wunsch oder Willen ihrer Landesherren ungesäumt erfüllten, anstatt dass die Bewohner von andern Ländern bisweilen

weilen durch vielerlei Strafen dazu gebracht werden müssen.

Unser Jahrhundert ist als luxuriens bekannt genug. Wer sollte dies aber von dem Jahrhundert denken, in welchem ALBRECHT lebte? — Indessen scheint es in diesem entfernten Zeitalter noch weit luxuriöser, als in dem unsrigen, gewesen zu seyn. So trugen beinahe alle Ritter goldene Spornen, mit Edelsteinen besetzte Degengehenke, hatten goldene Steigbügel, goldene Zäume an ihren Pferden, und assen gewöhnlich auf silbernen Schüsseln und Tellern.

Unsere beiden wohlthätigen Machthaber suchten dergleichen unnütze Verschwendungen, die grade immer zur unrichten Zeit aufgeopfert wurden, durch ihre Gesetze einzuschränken; wiewohl dies eigentlich gegen das Naturrecht, oder überhaupt gegen die Menschenrechte zu streiten scheint: denn die Gerichtsbarkeit eines Staats erstreckt sich wahrscheinlicher Weise nicht bis auf die Einschränkung der Gewohnheiten, Privatverhältnisse und Moden; sondern diese hängen bloß von der Zeit, den Umständen und Verhältnissen der Menschen unter einander ab. Inzwischen
geschah

geschah dies aus keinen despotischen oder tyrannischen Absichten, sondern man erblickt vielmehr auch hier wieder ihre grosse Begierde, *die* Bewohner ihrer Staaten auf alle mögliche Art zur Glückseligkeit zu führen.

Allein weit mehr, als alle diese Gesetze zur Erreichung ihres Endzwecks und zur Entfernung der Ueppigkeit, wirkte ihre eigene Befolgung dieser Verordnungen. Sie kleideten sich nicht nur beide selbst so einfach, wie jeder andere Privatmann; sondern auch ihre Familien thaten das nehmliche, wussten nichts vom eitlen Prunke und kannten beinahe gar nicht einmal das, was man gemeiniglich den Hofstaat nennt. Dies hatte diesen schönen Erfolg, dass sich alle Länderbewohner auch hierin sogleich nach ihrem Beispiele richteten, ihren Schmuck auf vortheilhaftere Dinge anwendeten, ihre Kostbarkeiten zum Nutzen des Vaterlandes, gleich ihren Fürsten, opferten, und so durch Nachahmung weit geschwinder die bessern Grundsätze befolgten, als wenn man ihnen die grausamsten Gesetze aufgedrungen haben würde.

Nicht weniger bewundert die dankbare Nachwelt ihre mannigfaltigen Bemühungen
um

um ein verbessertes Gerichtswesen, oder um eine verbesserte Criminalverfassung. Tausende armer unglücklicher Menschen wurden, noch vor ihrem Regierungsantritte, nach einem elenden, sich überall widersprechenden Gesetzbuche, welches vor einem Jahrtausend ein verächtlicher Despot seinen furchtsamen Sklaven aufgezwungen hatte, öffentlich verdammt und feierlich geschlachtet. Hätte man sich hierbei nur begnügt, so wäre es doch wenigstens noch einigermaassen erträglich gewesen: allein, um das Maas des Unglücks überlaufen zu machen, giengen jene eingeschränkten Richter, Advokaten, Defensoren und wie diese Herren alle hiessen, viel weiter, brachten alte Gewohnheiten und verjährten Gebräuche hervor, verurtheilten, ohne sich erst lange zu besinnen, nach ihren alles zerschmetternden Meinungen und hochgespannten Einsichten, die edelsten Geschöpfe Gottes, sehr oft ganz unschuldig, zu dem grässlichsten Tode, zu den abscheulichsten Qualen und zu den schrecklichsten Martern, ohne dass man einmal vorher den Länderbewohnern diese teuflischesten aller teuflischen Gesetze gelehrt hatte, hielten sich, unverschämt genug, noch für etwas recht Grosses, nannten sich schändlicher

licher Weise sogar noch Gelehrten, und sahen mit ihrem hohen Antlitz und einer erhabenen, Hohn verrathenden Mine stolz auf ihre schuldlosen Mitmenschen herab. Unbegreiflich ist es, wie Menschen dies alles so mit Geduld von ihren Tyrannen ertragen konnten; wie sie nach und nach eingeschläfert wurden, und allmählig das ganze Menschengefühl verloren. Aber was vermag nicht der Despotismus? das angeerbte Vorurtheil? und die herkömmliche Meinung? würdigen sie nicht überall den Menschen zum verworfenen Sklaven herab?

Diesem menschenverzehrenden Unheil wußten unsere beiden vortreflichen Fürsten durch ihre weisen Gesetze bald Einhalt zu thun. Sie entfernten die elenden Richter, setzten Männer von mehrern Einsichten und gesunderm Menschenverstande an ihre Stelle, gaben den Verabschiedeten ansehnliche Gnadengelder, damit sie dem Staate auf keine andere Art zur Last fallen möchten, und ertheilten den neuen Beamten eine reichlichere Besoldung, damit sie keine Bestechungen annehmen, den armen Bürger nicht aussaugen, und ihr Amt treu und mit Vergnügen verwalten sollten:

Alle

Alle Geschäfte des Staats giengen nun viel geschwinder, besser und regelmässiger. Die schlechten Procéssformen wurden abgeschafft, und neue, weit vortheilhaftere dafür bekannt gemacht. Nie durften die Processe mehr so schläfrig und langweilig, als wie vorher, geführt, sondern sie mussten schnell untersucht, mit Lebhaftigkeit behandelt, und gleich entschieden werden. Wenn sie von Wichtigkeit waren; so liessen sich unsere beiden menschenbeklückenden Machthaber dieselben vortragen, und entschieden sie auf der Stelle. So verbreitete sich Leben, Wohlseyn und thätige Kraft unter alle kleine und grosse Glieder des Staats. Jedermann fühlte die wohlthätigen Wirkungen ihrer Verordnungen, Gesetze und Rathschläge, und niemand war zufriedener, froher und vergnügter, als die Bewohner von Oesterreich und Toskana, zumal wenn sie den gegenwärtigen, glücklichen Zustand mit dem vorigen, barbarischen verglichen.

Anstatt dass beinahe in allen andern Staaten, nach der Bekanntmachung neuer Gesetze, Widersetzlichkeiten, Unruhen, Unzufriedenheit, und Empörungen ausbrechen, waren die Bewohner dieser zwei Länder viel-

F

mehr,

mehr begierig, immer noch mehrere neue Gesetze von ihren Regenten zu erhalten: denn sie hatten sich längst überzeugt, dass ihnen ihre lebenswürdigen Herrscher nichts böses verordnen, oder heissen konnten. So allmächtig wirkt das Zutrauen zu wirklich guten Fürsten.

Sie schafften die alten, unmenschlichen, grausamen Strafgesetze ab, und gaben an deren statt neuere, menschlichere und sanftere. Zu den Zeiten ALBRECHTS hatten sich die heimlichen, furchtbaren und verwünschten Fehmgerichte von Westphalen aus ein Ansehen über ganz Deutschland angemasst, verurtheilten Menschen, ohne ihre Missethat einmal angehört zu haben, und verdamnten sie zu den entsetzlichsten Martern, ohne auch nur jemals überzeugt zu seyn, dass sie der Verbrechen schuldig wären. Diesen schaudervollen Gerichten benahm ALBRECHT die Kraft, verbot ihnen, in seinem Staate wieder etwas auszuführen, sagte, er könnte schon selbst bestrafen, was zu bestrafen seyn würde, und erzeugte hierdurch seinem Lande eine der grössten Wohlthaten, woran sicher zu seinen Zeiten kein Herrscher einmal dachte. Nie war er
streng

strenge, sondern stets nachgebend, mild und menschenfreundlich. Gern vergab er, wo es möglich war, zu vergeben. Nur wenig Menschen starben während seiner Regierung eines gewaltsamen Todes. Nachsichtsvoll waren seine Gesetze abgefasst: aber sie wurden dafür auch unerbittlich ausgeführt. Und gerade dies wirkte weit mehr, als wenn sie barbarisch entworfen, und nur selten vollzogen worden wären.

Nicht weniger weise handelte LEOPOLD. Er schaffte eben so die barbarischen Gesetze ab, liess die grausamen Verordnungen der vorigen Zeit eingehen, vernichtete die thörigten Gebräuche des Aberglaubens, und unterdrückte die despotischen Befehle seiner sorglosen Vorgänger; gab dafür neue Verordnungen, bessere Gesetze und freundlichere Ermahnungen, die ganz seinem lebenswürdigen Charakter entsprachen. Man sah hier überall mehr den zärtlichen Vater, als den harten Gesetzgeber. Alle seine Worte flösten Liebe ein: nirgends bemerkte man gebieterische, oder rauhe Befehle. Wer hätte solchen väterlichen Erinnerungen nicht gern folgen sollen?

Eben so nachgebend und sanft waren seine Gesetze zur Bestrafung der Verbrechen abgefasst. Jedoch hinderte dies keinesweges die genaue Vollziehung derselben: denn LEOPOLD glaubte, dass nicht die Schärfe, oder Strenge der Gesetze, sondern die unausbleibliche Bestrafung der Verbrechen die Menschen an der Verletzung derselben hindere, folglich sie abhalte, Vergehungen dagegen, Laster und Ausschweifungen auszuüben. Dies hatte die erstaunliche Wirkung, dass unter der ganzen, ziemlich langen Regierung LEOPOLDS nur zwey Menschen am Leben bestraft wurden. Wo ist ein Beispiel der Art vorhanden? Aber das konnte auch nur der weise LEOPOLD leisten! Tausende von Regenten werden auferstehen, Tausende werden schlafen gehen, und man wird keinen LEOPOLD den zweiten mehr sehen.

Aber vielleicht mehr, als dies alles, um ihr Land blühend, wohlhabend und reich zu machen, wirkte die fast uneingeschränkte Freiheit, welche sie ihren Staatsbürgern beinahe in jeder Gattung des Erwerbs, des Handelns und Arbeitens schenkten, oder grossmüthig wieder zurückgaben. Sie befreiten dieselben dadurch

dadurch von unzählbaren Abgaben, Zöllen und Auflagen, welche sie den vorigen unfreundlichen, oder bisweilen auch wohl sogar unmenschlichen Herzogen für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hatten entrichten müssen,

Vorzüglich zeigten sie sich noch auf einer andern Seite als wirklich wohlthätige Väter ihrer Länderbewohner, dass sie die, jeden Staatsbürger drückenden Monopolen, oder Alleinhandel, welche raubsüchtige Menschen von den vorigen schwachen Beherrschern durch die verschlagensten Mittel zu erhalten gewust hatten, ganz und gar aufhoben, sie von diesen und andern schweren Lasten aus eignem Antriebe erlösten, dadurch den Kunstfleiss unter ihnen nur desto schneller erweckten, und so ihren Mitbürgern wieder eine Freiheit gaben, wie sie kaum von Roms und Griechenlands Bürgern vor Jahrtausenden gekannt worden war,

Ueberhaupt bewiesen sie sich in der Politik und allen ihren ungeheuern Theilen als die weisesten Fürsten, die vielleicht noch jemals den Thron von Deutschland und allen andern Ländern der Welt bestiegen haben.

Gewiss

Gewiss war der Nahme eines Despoten, oder Tyrannen von keinem Regenten dieser Erde so weit entfernt, als von den unsrigen beiden lebenswürdigen Herrschern.

Nie war ihnen wohler, als wenn sie unter ihren Staatsbürgern ruhig leben, dieselben auf der Bahn der Tugend immer weiter führen, und sie so immer glücklicher machen konnten. Hier bemerkte man keine stolze Mine eines Monarchen, sondern die eines liebevollen Vaters, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als das wahre Wohl seiner Kinder. Alles athmete bei ihnen Liebe, Wohlwollen und Güte.

Sie erklärten sich öffentlich für die *ersten Staatsbürger*. Daher, sagten diese vortrefflichen Fürsten, müssen wir auch alle Lasten eines Bürgers tragen. Eben deswegen unterschieden sie auch genau das Vermögen und Einkommen des Staats von ihrem eigenem Vermögen und Einkommen. Bloss das letzte gebrauchten sie für sich und ihre Familie: von dem ersten nahmen sie nur so viel, als gewissenhafte Verwalter zu thun pflegen, hielten genaue Rechnung mit dem übrigen, sammelten hierdurch dem Lande einen ansehnlichen Schatz

Schatz, und wandten, wo es nöthig schien, sogleich alles zu den Bedürfnissen und Verbesserungen ihres Staats an. Wie viele Regenten wird man wohl auf allen fünf Theilen der Erdkugel finden, die genau den unsrigen gleichen?

Wären ihre beiderseitigen Zeitalter gleich gesinnt gewesen, oder wäre auch nur der bessere Theil der Nationen von einerlei Religionsgrundsätzen beseelt und geleitet worden, so würden wir sie beide zuverlässig auch in diesem Punkte in einer überraschenden Gleichung angetroffen haben. Allein wir finden grade das Gegentheil davon. Und dennoch stimmten sie einigermaassen zusammen überein. Denn der Mensch behält in jedem Zeitalter, in jeder Lage und in jedem Himmelsstriche wenigstens einen kleinen Theil seines gesunden Menschenverstandes bei, wofern er nur ein wenig über die Gegenstände nachzudenken sich angewöhnt hat, die thörigsten Gebräuche und heiligen Vorurtheile nicht ganz mit Blindheit annimmt, und sich nicht völlig durch Indolenz in einen behaglichen Taumel einwiegen lässt.

Hätte der gute ALBRECHT in dem geistlichen Fache gradezu Verbesserungen einführen wollen;

len; so wäre er vermuthlich noch geschwinder des Todes gewesen, oder der alles zerschmetternde Bannstral der verruchten Päpste hätte ihn wenigstens schrecklich getroffen, und so ihn seines Herzogthums und aller seiner übrigen Güter unbarmherzig beraubt. Die Klugheit rieth ihm daher, in diesem Stücke mit äusserster Behutsamkeit zu Werke zu gehen, oder lieber alles zu unterlassen, was nur den Anschein einer Verbesserung hätte. Es kann zwar auch der Fall seyn, dass uns die gleichzeitigen Geschichtszusammenschreiber deswegen nichts davon aufbewahrt haben, weil sie sich in dem Irthume befanden, ALBRECHT möchte dadurch vielleicht eine der schwersten Sünden begangen haben, und es sey um dieser Ursache willen weit besser, derselben gar nicht zu erwähnen, damit sein Andenken durch diesen Umstand nicht entheiligt würde.

Unterdessen findet man doch wirklich, in den alten Chronicken, dass er das Mönchswesen gehasst haben soll, welehes er unter andern dadurch zu erkennen gegeben hat, dass die meisten von den jungen Leuten, von denen er hörte, dass sie ihre Lebenszeit, der Welt ungenutzt, im Kloster verschmachten wollten, durch

durch seine treuen Diener und durch ihn selbst auf andere Gesinnungen gebracht wurden, so dass sie das weltliche Leben, anstatt des geistlichen, ergriffen. Daher lässt sich auch erklären, warum die Klöster seines Landes von Mönchen so entblöst wurden, dass die Vorsteher und Bischöffe derselben, Mönche aus den Klöstern anderer Länder, besonders aus Italien, herholen lassen mussten, damit die ihrigen nicht ganz und gar aussterben möchten.

Andere Fürsten in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erbauten Klöster um die Wette, um dadurch eine Stufe höher über ihren Mitbrüdern zu stehen, und liessen für sich Messen ohne Zahl lesen, um ihre reuevolle Seele desto schneller durchs Fegfeuer springen zu lassen. Allein ALBRECHT erbaute weder ein einziges Kloster, noch liess er jemals Messen für sich lesen. Er hätte vielmehr, wenn es bei ihm gestanden hätte, alle Klöster, die er als lebendige Mördergruben ansah, abgerissen, den faulen Mönchen Arbeit gegeben, die fruchtlosen Messen abgeschafft, und einen neuen, vernünftigen Gottesdienst eingeführt, wäre sein Zeitalter ihm nur einigermaassen dazu beförderlich gewesen.

Ganz

Ganz anders aber denkt unser Zeitalter, und die erleuchteten Bürger mit ihm, über die religiösen Gegenstände. Eben darum ist es auch unserm einzigen LEOPOLD gelungen, in diesem Fache Verbesserungen zu machen, auf die der unbefangene Geschichtsbeobachter sowohl, als jeder andere Liebhaber des Menschengeschlechts, mit Wohlgefallen sieht.

Man denkt sich heutzutage unter dem halb römischen und halb griechischen Worte *Papst* nicht mehr den zweiten Gott, nicht mehr den zweiten *Christus*, auch nicht einmal mehr den Nachfolger des Herumstreichers *Petrus*; sondern man betrachtet ihn als einen halben Regenten, dessen Vorfahren sich durch die unerlaubtesten Kniffe und durch die unverschämtesten Ränke ein Stück Landes nach dem andern zugeeignet haben, und dann als einen halben Räuber, der immer noch frech genug ist, den Menschen die Gewissensfreiheit bloß deswegen streitig zu machen, damit er seine eigennützigen Pläne ungehindert durchzusetzen, im Stande sey; der sichs immer noch untersteht, den Erdbewohnern ihr Vermögen durch die elendesten Kunstgriffe zu entreissen, und der es immer noch ganz unerschrocken wagt,

wagt, seine teuflische Herrschaft über die schuldlosen Bürger auszudehnen, sie durch seine herumschleichende Werkzeuge in seine Netze zu locken, hier sie zu fangen, ihnen ihre Güter, Ruhe und Zufriedenheit zu nehmen, und sie in den Fesseln der Sklaverei zu erhalten. Wer ist wohl noch fähig, sich vor einem solchen Nichtswürdigen zu fürchten? oder wer könnte sich wohl noch über den Buben ärgern, welcher der menschlichen Gesellschaft Hohn spricht? — Verachten muss man den Elenden, verachten seine Helfershelfer, verachten alle seine Staaten und Völker verderbenden Grundsätze.

Dies that der weise LEOPOLD! Er setzte sich hinweg über alle die fürchterlichen Drohungen des ehemals heiligen Vaters, verachtete alle seine mit Donner und Blitz schreckenden Ermahnungen, und fieng so seine heilsamen Reformationen der verdorbenen Kirche an. Ohne Zweifel hat es noch nie ein anderer Fürst, als der einzige LEOPOLD, gewagt, so ganz im Angesichte und unter den Augen des römischen Oberpriesters, seine schönen Verbesserungen kühn anzufangen, ungescheut durchzusetzen und glücklich auszuführen.

Der

Der angebetete Papst tobte, raste, wütete: aber alles war vergeblich. Das Echo des Tobens, Rasens und Wüthens verschwand noch an den Ufern der Tiber: und jetzt verspottete LEOPOLD muthig den dickbäuchigen Ponzen. Wie trefflich! wie herrlich! wie schön! —

Unterdessen sich einige von Deutschlands Fürsten vor dem Knechte aller Knechte sklavisch demüthigten, den Ponzen hochschätzten, und die alten unvernünftigen Meinungen abzulegen, immer noch grosses Bedenken trugen, zertrümmerte der einzige LEOPOLD die barbarischen Fesseln des geistlichen Tyrannen, schenkte dadurch seinen Staatsbürgern das edelste aller Geschenke, die Freiheit, und lehrte sie aufgeklärt denken. Wo gab es jemals einen bessern Herrscher?

So lange in Toskana noch Inquisition, Klöster, Pfaffen und Mönche mit ihrem heiligen Panier die Menschenkinder in Schrecken und Furcht erhielten, hatte der Papst gewonnen Spiel, lachte zu allen Versuchen, ihm seine stolzen Habichtsflügel zu beschneiden, und niemand wagte es, sich zu unterwinden, ihm eine schiefe Mine zu machen. LEOPOLD hob — wer sollte glauben, dass dies noch im
philo-

philosophischen Jahrhundert nöthig war? — nach mancherlei Bemühungen die heilige Inquisition auf, zerstörte hundert und etliche und zwanzig Klöster, wies den Pfaffen wieder ihre Pflichten an, schuf die trägen Mönche in fleissige um; und hielt sie zur ländlichen Arbeit an. Er suchte überhaupt, die widerrechtlichen Anmassungen der Geistlichen, besonders des hochmüthigen, römischen Bischofs, auf alle mögliche Art einzuschränken, ihr stolzes Ansehn herabzusetzen, die geistliche Macht der rechtmässigen, weltlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, und mit einem Wort, die Pfaffengewalt zu zertrümmern.

Eben so verfuhr er auch mit den Weiberklöstern. Die frommen Nonnen liess er austreiben; gab den minder frommen Gemahle, erschwerte den neuen auf alle Weise den Eintritt, liess die alten, abergläubischen Gesichter dichter zusammen rücken, hielt sie an zu weit strengerer Arbeit, zu pünktlicherer Verrichtung ihres Betens, Singens und anderer gottseligen, auch wohl häuslichen Gebräuche, weil sie dies einmal thun wollten, schreckte durch diese harte Behandlung die jungen, fanatischen Frauenzimmer von jener Lebensart ab,

ab, erreichte hierdurch endlich seinen Wunsch, die meisten von diesen Mordlöchern des Menschengeschlechts offen stehen zu sehen, verwandelte nun die Klöster in Arbeitshäuser, Waisenhäuser, Erziehungshäuser und in andere vortreffliche Anstalten zum grossen Nutzen aller seiner Mitbürger. Ach, wie sehr mag mancher Orthodoxenkopf gesprudelt, und LEOPOLDS Seele verwünscht haben! Aber wie sehr haben sich dafür Millionen anderer schon darüber gefreut! und wie sehr wird ihn nicht die späteste Nachkommenschaft noch dafür segnen!

Wenn man den grossen Zweck betrachtet, welchen der einzige LEOPOLD sich hierbei überall vorgesetzt hat, so muss sicher jeder von stiller Dankbarkeit durchdrungen werden, welcher fähig ist, seine ausserordentlichen Bemühungen zur Verbesserung des Staats nur einigermaassen zu überrechnen. Bedenkt man überdies noch, dass sein einziger Wunsch dahin gieng, durch seinen unermüdeten Eifer alle seine Staatsbürger möglichst glücklich zu machen; so wird man von der innigsten Dankbarkeit gerührt, und niemand kann sich enthalten, auszurufen: möchte doch jeder Fürst und

und jeder Bürger sich nach LEOPOLD und ALBRECHT bilden!

Aber unter ihre zahllose Verbesserungen gehört auch noch eine andere, die zu dem menschlichen Glücke vielleicht das meiste beiträgt. Sie hatten beide durch sich selbst erfahren, wie viel eine gute, oder eine schlechte Erziehung auf das ganze übrige Leben zu wirken pflegt, und welchen grossen Einfluss sie auf den einzelnen Menschen sowohl, als auch auf den ganzen Staatskörper zu äussern gewohnt ist. Dieses erste Geschäft jeder guten Regierung war vor ihnen eben so, wie alle andern, in ihren wechselseitigen Ländern gänzlich vernachlässigt worden. Noch hatten sie nicht lange die Verwaltung des Staats übernommen, als sie schon überall in ihrem Lande den jugendlichen Unterricht durch fähige Männer zu verbessern suchten, zu Ausführung dieses Plans gute Schulen errichteten, und so, gleich einem Gotte, auch künftige Generationen möglichst glücklich zu machen, sich bestrebten.

Durch Anordnungen, Rathschläge, Ermahnungen, Vorstellungen, Gesetze und Verbesserungen ohne Zahl machten sowohl ALBRECHT,

BRECHT, als LEOPOLD ihre kleinen Länder, in ihrem jedesmaligen Zeitalter, nicht nur zu den glücklichsten von Deutschland und Italien, sondern vielleicht auch von Europa und der ganzen übrigen Welt. Denn bis jetzt ist mir, wenigstens, noch kein Reich, oder Gebieth in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts bekannt geworden, in welchem ein einziger junger Fürst, ganz durch sich selbst geleitet, seinen verwilderten Staat, innerhalb eines so kurzen Zeitraums, in das blühendste Land verwandelt, und seine barbarischen Einwohner zu den gesittetsten Bürgern umgeformt hätte.

Könnte vielleicht jemand noch ein anderes Beispiel der Art anführen, so will ich gern meine Behauptung für thörig erklären, und die Belehrung mit wahrem Danke annehmen.

Von dem Zeitalter ALBRECHTS, oder überhaupt von der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, wird sichs unstreitig wohl kein Sterblicher einfallen lassen, behaupten zu wollen, dass es damals ein besser regiertes Land, als Oesterreich, auf diesem sublunaren Erdballe gegeben haben sollte,

Während dass die grössten Thorheiten, Fehler, Laster, Ausschweifungen, Morden und Blutvergiessen im Kriege und im Frieden
in

in allen benachbarten und in allen entfernten Reichen, Ländern und Staaten vor sich giengen, sassen unsere beiden liebenswürdigen Fürsten ruhig zu Hause, studirten ihre Nationen, vebesserten ihre aufgefundenen Mängel, heilten ihre blutigen Wunden, liessen die Narben verschwinden, gaben der alten Staatsmaschine neue belebende Kraft, setzten den ganzen Körper in schnellere Thätigkeit, wetzten die Scharten der Barbarei aus, führten Künste und Wissenschaften ein, verbreiteten Kultur von jeder Art um sich her, und machten so ihre Mitbürger zu wohlhabenden, gesitteten und aufgeklärten Länderbewohnern.

Wer verdient unter den Regenten wohl mehr Liebe, Schätzung und Hochachtung, der grausame Menschenmörder des Krieges? oder der sanfte Völkerbeglückter des Friedens?

Angenehm und merkwürdig ist noch eine andere Aehnlichkeit, die wir unter ihren mannigfaltigen Einrichtungen erblicken. Zu den Zeiten ALBRECHTS gab es bekanntlich noch keine stehende Armeen, oder Truppen, welche in Friedenszeiten zur Vertheidigung des Vaterlandes Besoldung erhalten hätten. Er hielt daher auch weiter keine Soldaten, als

G

blos

blos einige, welche dazu bestimmt waren, die Thore der Städte zu bewachen.

In unserm Zeitalter hingegen findet man grade das Gegentheil davon: denn wo man hinkommt, schwärmen Soldaten in Friedenszeiten eben so gut, als in denen des Krieges, in Mengen nher. LEOPOLD beobachtete in ihnen die Schädlichkeit so vieler geschäftloser Menschen, welche den Staat nicht nur äusserst drücken, sondern ihm auch noch gegen ihren Willen sogar zur Last fallen. Was konnte also bei dem weisesten der Fürsten natürlicher seyn, als sie einzuschräncken? Er that es, verabschiedete seine Soldaten, gab ihnen friedliche Beschäftigungen, vermehrte dadurch die arbeitende Menschenklasse, und machte hiedurch sein Land, wieder auf eine in unsern Zeiten ganz neue Art, wohlhabend, blühend und reich. Toskana konnte sehr bequem dreissig tausend streitbare Männer ernähren: LEOPOLD verringerte diese Zahl bis auf drei hundert, und gebrauchte sie ebenfalls nur zum Bewachen der Thore.

Auch dann finden wir bei ihnen noch interessante Aehnlichkeiten, wenn wir sie auf einen Augenblick ausser ihren Regierungen-

runsgeschäften betrachten. Kleinen, schuldlosen Vergnügungen überliessen sie sich beide sehr gern. Aber es geschah nicht aus Wollust, dass sie sich kleinen Zerstreuungen übergaben, sondern blos aus weiser Vorsorge für die gesunde Erhaltung ihres Körpers, damit sie, nach einer kurzen Erholung gestärkt, wieder desto länger den langweiligen Geschäften des Staats obliegen konnten. Inzwischen verschwendeten sie keine dem Staate geweihte Stunde hiebei; sondern wendeten blos diejenigen dazu an, in welchen der Staat seinen Dienern müssig zu seyn erlaubt, oder in denen er ihnen keine Beschäftigungen giebt, und sie also stillschweigend einladet, durch kleine zerstreute Ergötzlichkeiten sich zu grossen anstrengenden Arbeiten vorzubereiten.

Wenn ALBRECHT in seinem Herzogthum mit ausserordentlichem Wohlgefallen jagte, Berg auf, Berg herunter eilte, über Flüsse sprang, und durch Ströme schwamm, um die wilden Thiere zu verfolgen, zu fangen, oder zu erlegen, und überhaupt nichts angenehmers fand, als die Jagd: so jagte LEOPOLD nicht mit wenigerem Vergnügen in seinem Grossherzogthum umher, auf dem Lande und

auf dem Wasser, über Berg und Thal, in Gebüsch und auf den Ebenen, in grünenden Auen und auf stoppelvollen Heiden.

Ausser dem Vergnügen, welches beide hieran empfanden, und ausser der Absicht, welche beide hatten, dadurch ihren Körper gesünder, fester und stärker zu machen, war es ihnen noch zugleich um Erreichung eines andern Endzwecks zu thun. Dass zu viele wilde Thiere dem friedliebenden Bearbeiter des Landes seine Früchte gewaltsam zerstören und ihm also sehr schädlich sind, ist bekannt genug. Diesem Uebel abzuhelpen, erlaubten sie nicht nur jedem, das Wild zu schiessen, wer Lust dazu hätte; sondern sie trugen auch noch selbst, so viel sie konnten, zur Vertilgung desselben mit bei. Für sich selbst behielten sie nur einen ganz kleinen Bezirk, auf dem weiter niemand, als sie, jagen sollte. Aber auch hier jagten sie nicht, wie die grausamen Tyrannen zu thun gewohnt sind, über besäete Fluren ihrer Bürger, sondern es geschah bloß auf getreideleeren Feldern.

So mannigfaltig waren die Endzwecke, welche die vortrefflichsten der Herrscher bei dieser einzigen Handlung zu erfüllen, sich

VOR-

vorgesetzt hatten! Wie viele Fürsten wird man finden, wenn man auch ganz Europa durchlaufen wollte, welche den unsrigen beiden nur in diesem einzigen Stücke vollkommen gleichen? Wenige, wenige wirklich Weisen wird man unter ihnen antreffen. Allein das ist nicht etwa die Begebenheit unsers Zeitalters, sondern die der ganzen Welt, Völker und Menschengeschichte zusammengenommen.

Unterdessen wir mit der Betrachtung über ihre Vergnügungen beschäftigt sind, strahlt uns noch eine andere Aehnlichkeit in die Augen, die zwar eigentlich nicht genau von ihnen abhieng, die aber für jeden Beobachter um desto merkwürdiger seyn muss, weil sie die Sache des Zufalls ist, und uns ihre väterliche Sorgfalt für das Wohl ihrer Staatsbürger wieder auf einer ganz neuen Seite offenbart.

Unter ALBRECHTS Regierung mussten Deutschlands Bewohner eine der schrecklichsten Theurungen ertragen. Nur selten ist bis jetzt noch das Menschengeschlecht so fürchterlich heimgesucht worden: denn sie war vielleicht eben so, oder noch verwüstender, als jene zu den Zeiten JOSEPHS in Aegypten. Sieben

ben volle Jahre lang raffte diese entsetzlichste aller Landplagen Millionen von Menschen und ungeheure Mengen von Vieh unaufhaltbar dahin. Hier erschien ALBRECHT abermals als der liebevollste Vater seiner Bürger. Er nahm seine Kostbarkeiten zusammen, schickte sie den Kaufleuten der nordischen Handels und Hanseestädte, zum Beispiel Wismar und Lübeck, zu, liess Getreide dafür kaufen, und half durch dieses Mittel dem Mangel seines Landes ab.

Ganz Süddeutschland litt das äusserste Elend, nur Oesterreich nicht. In Deutschland kostete ein Brod, eine Nuss gross, nach unserem heutigen Gelde, zwölf Groschen: in Oesterreich theilte ALBRECHT Brod umsonst unter seine Staatskinder aus. In Deutschlands südlichen Ländern musste man den abscheulichsten aller Schmerzen, den Hunger ertragen; in Oesterreich konnte man sich sättigen. In Deutschland starben Menschen dahin, wie Fliegen; in Oesterreich lebten sie dafür unbekümmert zufrieden und froh.

Die Regierung LEOPOLDS hatte noch nicht lange gedauert, so entstand jenseits der Alpen eine Theurung, wie sie sich in unserm Jahrhundert

hun-

hundert nur noch selten gezeigt hat. Schrecklich und verwüstend war sie, und Gottesgeschöpfe ohne Zahl fielen aus Mangel an Nahrung täglich dahin. Traurig war der Anblick, und noch weit abschreckender die Noth.

Der Schatz von Toskana stand leer, und anstatt des Geldes fand man verzeichnete Zettel aufgenommener Summen. Tausende von andern Regenten würden geduldig die Hände in den Schoos gelegt und mit gleichgültiger Mine gesagt haben: wir müssen Steuern ausschreiben, oder sie müssen alle sterben: denn wir können nicht helfen. Aber wie hätte der weise LEOPOLD so tyrannisch denken können?

Ihm fiel es nie ein, seine Mitbürger auch nur durch die entferntesten Anzeigen einer scheinbar drückenden Handlung kränken zu wollen. Er sammelte sein eigenes Vermögen zusammen, schickte einige Schiffe nach dem Norden, liess hier Korn aufkaufen, theilte es unter seine Länderbewohner, und rettete auf diese Art dieselben von dem gewaltsamsten Tode.

Mittlerweile die benachbarten Staaten den äussersten Mangel an Brod und an allen andern Lebensbedürfnissen litten, und während sie ihre Einwohner auf die jämmerlichste Weise ver-

verloren, hatten Toskanens Bürger zu essen, arbeiteten muthig, und freuten sich ihres Regenten.

Wer sollte unsere beiden lebenswürdigen Fürsten nicht allein um dieser Ursache Willen schon für unsterblich halten? — Und wer kann eine noch grössere Aehnlichkeit unter zwei Herrschern verlangen? —

Doch es ist Zeit, unsere beiden wohlthätigen Machthaber endlich einmal in ihren Herzogthümern zu verlassen, sie auf ihren fernern Wegen zu verfolgen, ihre Schicksale zu durchlaufen, ihre Begebenheiten zu betrachten, und zu sehen, ob sie sich nun weniger ähnlich, oder vielleicht noch ähnlicher seyn werden, als vorher. Blicken wir hin auf ihr folgendes, kurzes und musterhaftes Leben, überschauen wir flüchtig ihre gleichen Begebenheiten, und durcheilen wir schnell ihre vorzüglichsten Uebereinstimmungen.

Aber ehe wir dies thun, dringt sich uns noch folgende Frage auf: Wie lange regierten unsere beiden Fürsten über ihre Herzogthümer? — Die Frage scheint unwichtig: allein da wir ihre beiderseitigen Aehnlichkeiten aufsuchen; so wird sie für uns ein wenig wichtiger,

ger, als für alle ihre übrigen Liebhaber. — Der weise ALBRECHT regierte über sein Herzogthum Oesterreich fünf und zwanzig Jahre lang: und der einzige LEOPOLD herrschte über sein Grossherzogthum Toskana — grade auch fünf und zwanzig Jahre lang. Wer vermags, sich eine noch grössere, überraschendere und auffallendere Aehnlichkeit zu denken?

Wenn wir vielleicht glauben, jetzt Männer anzutreffen, die über ausgedehnte Reiche ungefähr so lange regiert haben, wie KARL der Grosse, KARL der fünfte, FRIEDRICH der Einzige, oder wohl gar wie LUDWIG der vierzehnte; so würden wir uns ausserordentlich täuschen. Wir finden vielmehr ein Paar Fürsten, welche unvermuthet die Oberherrschaft weitläuftiger Länder ergriffen, thätig auf dem Schauplatze sich zeigten, alle ihre Schritte durch Wohlthun bezeichneten, wie ein Rauch durch heftige Winde verschwanden, und zahllose Spuren ihres Edelmuths, ihrer Liebe, ihres Wohlwollens und ihrer Güte hinterliessen. So schnell vorübergehend ist das menschliche Schauspiel!

Noch stehen sie in einer andern Gleichung, die theils durchs Loos, theils durch
die

die Geburt bestimmt ward. Sie waren beide anverwandt mit den Kaisern von Deutschland, welche am Ende der Verwaltung ihrer Herzogthümer regierten. ALBRECHT hatte die schöne Prinzessin des geldlosen SIGMUND geheurathet, und ward also mit dem Kaiser durch seine Eidschaft befreundet. LEOPOLD war bekanntlich der Bruder des raschen JOSEPHS, und stand also schon seit Erblickung des Lichts dieser Welt in noch engerer Verbindung mit diesem Kaiser. — Vielleicht möchte manchem diese Vergleichung uninteressant scheinen: aber wenn man bedenkt, dass es vor ALBRECHTEN so viele Kaiser gab, die oft gewählt wurden, ohne einige Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie auch nur jemals mit den vorigen Kaisern in Verbindung gewesen waren: so wird sie zuverlässig sehr angenehm werden.

SIGMUND starb, JOSEPH starb, und jetzt öffnete sich unsern beiden kleinbegüterten Machthabern eine weite, kaum übersehbare Aussicht auf neue Städte, Grafschaften, Herzogthümer, Fürstenthümer, Königreiche und Kaiserthümer. Entblöst also waren die Länder von ihren Beherrschern: wo sollten sie nun neue Regenten hernehmen, da die alten
keine

keine männlichen, oder rechtmässigen Nachkommen hinterlassen hatten? — Wenn jemanden die Wahl frei steht, und ihm die Gabe des Unterscheidungsvermögens nicht gänzlich geraubt ist: wer würde hier wohl so thörig seyn, das Schlechtere für das Bessere zu erwählen? wer wird nicht überall gern das Gute anstatt des Schlechten ergreifen? — Ist der alte Regierer verschwunden, und ein Land hält sich für unfähig, ohne denselben fortexistiren zu können: wird sichs jetzt nicht den Besten unter den Menschen aussuchen, wofern es nicht völlig mit Blindheit geschlagen ist? —

Die vortreffliche Regierung unserer beiden wohlthätigen Fürsten hatte sich bis in alle Theile der kultivirten Welt verbreitet; und ihr dadurch erworbener Ruhm erscholl im lautesten Jubel von der Mündung der Donau, bis zum Ausfluss der Seine, und von den äussersten Spitzen des milden Italiens, bis an die letzten Krümmungen des rauhen Dänemarks; oder vom schwarzen Meere bis zum Westocean, und von dem flammenspeienden Aetna, bis zu dem feuersprudelnden Hekla.

Durchaus erkannte inan ALBRECHTEN, als den Herzog von Oesterreich, für den geschicktesten,

testen, gerechtesten und weisesten unter allen mächtigen und minder mächtigen Regenten, grossen und kleinen Herrschern des deutschen Reichs und überhaupt aller Reiche der damaligen Welt. Wer erkannte nicht LEOPOLDEN, als den Grossherzog von Toskana, auch dafür? — wie weit verbreitete sich nicht sein Ruhm? — wie weit ertönte nicht die Nachricht von der allgemeinen Glücklichmachung seines Volks? — welche grossen Erwartungen und welche unbezweifelten Hoffnungen erfüllten nicht die Herzen von ganz Europa? —

Wer hätte hier noch lange anstehen sollen, diese Männer sogleich zu seinen Oberaufsehern zu wünschen? — Haben sich Fürsten erst durch ihre eigene Geisteskraft, durch ihre anhaltenden Bemühungen und durch ihre unablässigen Arbeiten zu einem solchen Ansehn emporgeschwungen; so kann es nicht mehr fehlen, dass es ihnen anders, als in jeder Betrachtung *wohl* gehen sollte. Sie werden geschätzt, geliebt, verehrt, und jeder Erdbewohner ist begierig, unter der Aufsicht dieser irdischen Götter leben zu können.

Dies möchten vielleicht die Ursachen seyn, warum wir nun einige Gleichheiten unter ihnen

nen antreffen werden, die ausserdem sicher vor den menschlichen Augen verborgen geblieben wären. — Beide erlangten jetzt drei Kronen von eben so vielen ausgebreiteten Reichen. LEOPOLD erwarb sie sich innerhalb einer Jahres Frist: und ALBRICHT hatte sie schon nach dem Verlauf von fünf Monaten erhalten. — Damit diese Aehnlichkeit desto besser in die Augen fallen möge, wird es ohne Zweifel nöthig seyn, die Sache ein wenig umständlicher zu betrachten.

Merkwürdig bleibt zuverlässig die allgemeine Nationalstimmung, welche ihre Länder vor ihrem beiderseitigen Regierungsantritte bezeichnete. Sowohl die Untergebenen JOSEPHS, als die Länderbewohner SIGMUNDS waren unter ihrer Regierung keinesweges vollkommen vergnügt; sondern der Geist eines durchgängigen Missvergnügens hatte vielmehr die Herzen ihrer Völker ergriffen.

Es herrschte beinahe eine allgemeine Unzufriedenheit unter den Hohen und Niedern, Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, Gelehrten und Ungelehrten, Bürgern des Staats und Knechten des Kriegs, Beamten der Fürsten, und Ponzen des Papsts. Ob alle
diese

diese Leute gegründetes Recht hatten, solche Gesinnungen bei sich aufkeimen zu lassen, gehört zu unsrer Untersuchung nicht, und eben deswegen können wir es füglich mit Still-
schweigen übergehen. Genug, eine allgemeine Gährung hatte sich der menschlichen Gemüther bemächtigt, die entweder durch eigennütziges Geschöpfe, oder durch fanatische Pfaffenköpfe vorzüglich erregt worden war, und die nur einzig und allein durch grosse Klugheit, weise Maasregeln und geschicktes Nachgeben zur rechten Zeit, beigelegt oder besänftigt werden zu können schien.

So unzufrieden die Ungarn auch mit ihrem jedesmaligen vorhergehenden Regenten waren, so hatte sich dennoch der Ruhm von Oesterreichs und Toskanens vor trefflichen Staatsverwaltungen bei ihnen in einem solchen Glanze verbreitet, dass man im ganzen Reiche schlechterdings keinen bessern und würdigern Fürsen entdecken konnte, als die unsrigen beiden. Daher ward ALBRECHT und LEOPOLD, ungeachtet des vorigen Missvergnügens, dennoch durch völlige Uebereinkunft und mit dem lautesten Beifalle der ganzen Nation vollkommen einmüthig zum Köni-

ge von Ungern gewählt und gekrönt. Der Tag, an welchem ALBRECHT gekrönt wurde, zeichnet sich vor allen andern aus: denn vermuthlich haben bis auf den heutigen Tag nur noch wenige, oder vielleicht gar keine Könige die Krone am Neujahrstage erhalten. Selten sind die Ungern wohl noch so allgemein mit ihrem Könige zufrieden gewesen, als mit ALBRECHT und LEOPOLD. Jederman liebte sie, und jeder man fühlte sich glücklich unter ihrer Regierung.

Ganz Deutschlad freute sich in der That schon zum voraus auf die künftige Regierung, in welcher so wohlthätige Machthaber auch über dies Land herrschen würden. Überzeugt von den wahren Eigenschaften, welche einen guten Regenten zu jeder Zeit ausgezeichnet haben, die zu seinem Daseyn erfordert werden, und die sowohl ALBRECHT als LEOPOLD im vollsten Maasse zu besitzen, das Glück hatten, hätte man glauben sollen, dass ihnen kein Sterblicher Deutschlands Krone auch nur auf einen Augenblick weder streitig zu machen, noch die Erlangung derselben auf einige Zeit in die Länge zu dehnen, wagen würde. Allein da der Eigennutz, die Ehrsucht und andere geheimen politischen Gründe die Sterblichen

lichen nun einmal überall hin treiben, und sie bisweilen auch sogar dort noch auftreten lassen, wo man ihrer vielleicht sehr füglich entbehren könnte; so fanden, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, sich auch hier einige Fürsten, welche unsern beiden liebenswürdigen Männern die *erste* Stelle des heiligen römischen Reichs anfangs theils streitig zu machen, theils die Ernennung dazu auf einige Zeit in die Ferne zu ziehen, gedachten.

So suchte der brandenburgische, oder nachherige preussische Hof, ihnen jedesmal einige Hindernisse in den Weg zu legen. Der damalige Kurfürst von Brandenburg, der sein Kurfürstenthum erst seit einigen Jahren von dem vorigen Kaiser, SIGMUND, erhalten hatte, wandte nun schon alle Mittel an, um sich noch vor ALBRECHTS Wahl selbst wählen zu lassen. Und wenn sollte wohl unbekannt seyn, dass der gegenwärtige König von Preussen und Kurfürst von Brandenburg, ehe noch die reichenbacher Convention zu Stande gebracht worden war, vor der Wahl Deutschlands auch einige Schwierigkeiten machte?

Sonderbar und auffallend ist diese Aehnlichkeit gewiss: denn eben diese feindlichen
Höfe

Höfe wurden, wie wir bald sehen werden, nicht lange darauf wieder die vertrautesten Freunde, und knüpften das engste Freundschaftsbündniss, zum allgemeinen Erstaunen von Europa, unter einander.

Allein waren diese kleinen Scheinhindernisse einmal erst entfernt, so trat kein Erdbewohner weiter auf, ihnen die erste Stelle unter Deutschlands zahlreichen Fürsten versagen, oder streitig machen zu wollen. Sie wurden also an dem alten Wahlorte, Frankfurth, welches KARL der Grosse den Nordalpenländern schenkte, beide durchaus einmüthig gewählt.

LEOPOLD nahm diese erhabene Würde sogleich an, ohne sich erst lange darüber zu besinnen. ALBRECHT hingegen schlug sie anfangs aus, indem er sagte: er hätte mit seinen übrigen Ländern schon hinlänglich zu thun, um sie gehörig zu verwalten; er könne daher weiter keine neuen dazu nehmen. Er wollte also blos deswegen lieber des Kaisertitels entbehren, wenn er seine ihm schon anvertrauten Staatsbürger nur ganz glücklich machen könnte. Wer sollte einen solchen guten Fürsten nicht herzlich lieben? — Unter

H

dessen

dessen drang man auf allen Seiten heftig in ihn, sich zugleich auch des verlassenen heiligen römischen Reichs anzunehmen: aber nichts wollte helfen: er blieb unerschütterlich bei seinem einmal gefassten Entschlusse, bis ihm endlich ein Erzbischof einen Brief mit solchen Gründen zuschickte, die ihn augenblicklich so sehr überzeugten, dass er den folgenden Tag in aller Frühe erklärte, die Verwaltung des deutschen Reichs sogleich zu übernehmen. Eine solche unglaubliche Wirkung that ein einziger Brief, da ihn vorher das ganze heilige römische Reich dazu nicht überreden konnte!

Ist es erlaubt, denjenigen einen deutschen Kaiser zu nennen, welcher zum Oberhaupte von Deutschland erwählt worden ist: so wird unstreitig niemand grosses Bedenken tragen, unsern beiden Herrschern den Kaisertitel beizulegen. Indessen scheinen einige von den neuern Herren Verfassern der deutschen Reichsgeschichte nicht völlig so gedacht zu haben: sondern sie machen vielmehr ALBRECHTEN noch sogar die römische Königskrönung streitig, und legen ihm eben deswegen gar keinen Titel bei. Indem sie dies behaupten,
gründen

gründen sie ihre Meinung vorzüglich auf folgende Punkte: erstens soll ALBRECHTS Krönung unwahrscheinlich seyn; weil ein Paar gleichzeitige Geschichtsschreiber derselben nicht erwähnen: zweitens soll sie gar unmöglich seyn; weil ALBRECHT zu der Zeit, in welcher man gewöhnlich vorgiebt, dass die Krönung vor sich gegangen wäre, in seinen Erbreichen einige Urkunden habe ausfertigen lassen, und er um dieser Ursache Willen nicht in Aachen, dem damaligen Krönungsorte, gewesen seyn könne. —

Allein diese Behauptungen sind, wie jeder leicht sieht, auf äusserst schwache Gründe gestützt. Denn wie ist es erstens möglich, bloß deswegen eine Begebenheit durchaus verwerfen zu wollen, weil einige Schriftsteller die Sache nicht nach dem gewöhnlichen Schlen-drian erzählt haben? — Wie viele Geschichten der Vorzeit müssten daher nicht verworfen werden, wenn man die Sachen in jedem Geschichtsschreiber wieder aufs neue aufgetischt verlangen wollte? — Es scheint nicht Ueberlegung genug, vielleicht auch nicht vollkommen gesunden Menschenverstand zu verrathen, wenn man ganz ohne Bedenken eine

Sache allein deswegen verwerfen will; weil ungefähr die Hälfte von den gleichzeitigen Geschichtsbeschreibern, oder Chronikensammlern die Begebenheit erzählt, und die zweite Hälfte von ihnen die Handlung übergeht, ohne ein einziges Wort weder dafür, noch dawider zu sagen. Wer in aller Welt aber wird ein Ereigniss bloß darum gänzlich leugnen wollen? —

Der zweite Grund zeigt sich beinahe eben so einseitig. Es ist bekannt genug, dass die Fürsten in den mittlern Jahrhunderten oft Urkunden auf eine bestimmte Zeit ausfertigen liessen, ohne sich grade immer an dem nehmlichen Orte aufgehalten zu haben, wie es wohl noch täglich geschieht. Kann dies nicht auch der Fall mit ALBRECHTEN gewesen seyn? — Ja was noch weit mehr sagen will, die Urkunden wurden oft zu dieser oder jener Zeit ausgefertigt, und die Fürsten schrieben ihre Namen alsdann erst zu einer ganz andern Zeit darunter. Kann dies ALBRECHT nicht auch gethan haben? — Noch ist ein anderer wichtiger Grund zum Gegentheil vorhanden, dieser nemlich: können jene Urkunden nicht vielleicht ganz untergeschoben seyn? wer steht dafür

dafür? — Wie kann man daher dies alles übersehen? und als völlig entscheidende Verneingründe anführen? —

Also fallen diese mächtigen Beweise in ein Nichts zusammen! — Und gesetzt, welches aber völlig ungegründet zu seyn scheint, ALBRECHT wäre nicht gekrönt worden; so thut dies zu unsrer Sache gar nichts. Wer zum *ersten* Regenten von Deutschland gewählt wird, heisst, in diesem Lande wenigstens, Kaiser, so wie man in andern Staaten den obersten Verwalter, König, Fürst oder Herzog nennt. Denn wie soll man ihn anders nennen? etwa römischen König? — wie viel Einkünfte zieht er von Rom? — Etwas unsinnigeres hat sich ausser dem heiligen römischen Reiche wohl noch kein Sterblicher träumen lassen! — ALBRECHT und LEOPOLD wurden, wie gesagt, zu Frankfurt einstimmig zu Oberhäuptern von Deutschland erwählt; folglich gehört, wenn wir die Sache aufs neue nicht mit alten Vorurtheilen ansehen wollen, beiden der Kaisertitel.

Wenn ALBRECHTS Wahl schon deswegen für das ganze heilige römische Reich sehr merkwürdig ist; weil er zufälliger Weise das
erste

erste deutsche Oberhaupt aus dem österreichischen Hause war, welches hernach in einer ununterbrochenen Reihe von drei ganzen Jahrhunderten über Deutschland regiert hat; so ward die Feierlichkeit der Wahl und Krönung LEOPOLDS nicht wenig dadurch erhöht, dass der König nebst seiner Gemahlinn, von beiden Sicilien, selbst zu Frankfurt gegenwärtig waren. Vielleicht ist dies das einzige Beispiel in der tausendjährigen Kaisergeschichte, dass ein ausländischer, oder italiänischer König der Krönung des ersten unter den deutschen Regenten durch sein Dabeiseyn noch einige Reize mehr gab.

Ob sie beide gleich als Oberhäupter des heiligen römischen Reichs betrachtet werden; so liess sich dennoch keiner von beiden in Rom vom Papste die Krone aufsetzen, wenn dies auch schon zu ALBRECHTS Zeiten durchaus gewöhnlich war. Sie hielten es für etwas sehr geringes, von dem Knechte aller Knechte geachtet zu werden: sie zeigten ihm vielmehr ihr überwiegendes Gewicht bei jeder dargebotenen Gelegenheit; und sie würden es ihm unstreitig in noch hellerem Lichte gezeigt haben, wenn sie länger am Leben geblieben wären.

Bei

Bei dem Regierungsantritte ihrer Länder leuchtet unterdessen eine noch weit grössere Aehnlichkeit hervor. Indem sie von allen ihren Erb- und Wahlreichen Besitz nehmen wollten, widersetzten sich die Einwohner besonders in einem einzigen Lande, unsere beiden Fürsten für ihre rechtmässigen Herren zu erkennen, so allgemein auch ihre Regententugenden verehrt wurden, und so sehr sie auch hoffen konnten, von denselben nichts weiter, als was wirklich gut wäre, angeordnet zu sehen.

Schwärmer, die die heilige Religion zu ihren eigennützigen Absichten zu missbrauchen, für erlaubt hielten, machten sich kein Gewissen daraus, mit Feuer und Schwerdt ihr eigenes Vaterland schrecklich zu verwüsten. So hausten die Brabanter in den Niederlanden gegen ihre Landsleute; so wütheten die Hussiten in Böhmen gegen ihre Mitbürger. Schaudervoll war der Anblick, abscheulich das Blutbad. Unter dem Deckmantel der Religion plünderten, mordeten, raubten diese Fanatiker alles, was ihnen nur vorkam. Dieser unselige Freiheitsgeist lief geschwind durch alle Theile der Länder, wie die lodernde Flamme
auf

auf den trockenen Strohdächern. Kein Sterblicher vermochte es, selbst zwei Kaiser nicht, jenem Unwesen Einhalt zu thun: bis zwei andere Männer aufstanden, die Kraft in sich selbst fühlten, und äussere Kräfte in sich vereinigten, um die Störer der Ruhe einzuschränken, sie von gewaltsamen Handlungen abzuhalten, und ihnen wieder ihre Pflichten zu lehren.

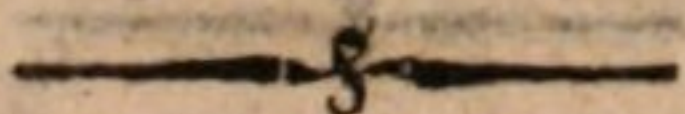
Bewundernswürdig ist in der That das übereinstimmende Schicksal, welches ALBRECHT in Böhmen und LEOPOLD in den Niederlanden erfuhren: denn die hiesigen Einwohner, unaufhörlich durch fanatische Ponzen geleitet, wollten weder diesen, noch jenen eher für ihren rechtmässigen Herrscher anerkennen, bis sie zuletzt durch die Schärfe des Schwerdts dazu genöthigt werden mussten; weil schlechterdings keine gütliche Ermahnung und freundliche Vorstellung die verstockten Pfaffenherzen erweichen wollte.

Wenn PTARSKO die leichtgläubigen Böhmen verführte, ihnen blos seines Eigennutzes wegen allerlei Gaukeleien vormachte, und sie den jungen KASIMIR von Polen aus, zu ihrem künftigen Regenten wählen liess; so überrede-

te ein durchtriebener, auf alle Ränke sinnender und dabei äusserst plumper *van der MERSCH*, *van EUPEN*, *van der NOOT* und andere saubere Helfershelfer nicht weniger die leichtgläubigen Niederländer, brachten sie leicht, durch die Blutigel des Menschengeschlechts angereizt, zu allen ihren Absichten hin, und waren noch sogar so frech, sich selbst als Regenten verehren zu lassen.

So gross die Abneigung unsrer beiden Fürsten auch vor dem Kriegen und Morden war, so mussten sie dennoch das Leidwesen ertragen, selbst gegen ihre Untergebenen die Waffen zu gebrauchen. Weder SIGMUND, noch IOSEPH waren fähig, so kriegerisch sie sich auch sonst zeigten, diese Empörer zu demüthigen: aber der friedliebende LEOPOLD und ALBRECHT dämpften die Unruhen ohne grosse Beschwerlichkeiten und ohne vieles Blutvergiessen.

Nachdem sie ausserhalb und innerhalb ihrer Reiche alle Schwierigkeiten überwunden, besiegt und bekämpft hatten, kamen sie endlich zum ruhigen Besitze ihrer Länder. Jetzt liessen sich unsere zwei vortrefflichen Fürsten nichts angelegener seyn, als ihre neuen, bis
auf



auf zwanzig mal vermehrten, Untergebenen eben so wohlhabend, reich und glücklich zu machen, wie sie es schon vorher bei der kleinen Menge ihrer Staatsbürger ruhmvoll gethan hatten.

Sie arbeiteten nun mit verdoppeltem Eifer unablässig für das Wohl ihrer weit zahlreichern Länderbewohner. Ihre Zeit ward ihnen hierdurch sehr abgekürzt: sie konnten jetzt nur noch wenige Augenblicke beim Essen zur Erholung anwenden; weil es ihr wahrer Wille und vollkommener Ernst war, ihre Untergebenen auf jede mögliche Art glücklich zu machen. Sie kamen beide, so zu sagen, in eine ganz neue Sphäre, in welcher sie zwar ihre volle Thätigkeit in dem hellsten Lichte zeigen konnten, durch welche erstaunenswürdigen Arbeiten sie aber unstreitig auch ihre Lebenszeit um vieles verkürzten.

Vielleicht könnte man auch noch in Rücksicht des Flächeninhalts ihrer Länder einige Gleichheit gewahr werden: denn merkwürdig ist es immer, dass die österreichische Monarchie zu ALBRECHTS und LEOPOLDS Zeiten in Deutschland beinahe die nehmliche Grösse gehabt hat. Es gieng ihr, wie allen Reichen
der

der Welt: sie stiegen zu einer unglaublichen Höhe empor, und fielen nach und nach wieder vom Gipfel herab. Lächeln wird mancher, wenn er dies liest. Allein wenn man die fürchterliche Monarchie KARLS des fünften betrachtet, die sich über alle vier Theile der Welt verbreitete; so wird man leicht sehen, dass Oesterreichs Macht jetzt bei weitem nicht mehr so ungeheuer gross ist, als ehemals. —

Wenn seit ALBRECHT auch die Niederlande zu dem österreichischen Hause gekommen sind, so hat dasselbe dagegen die Lausitz und fast ganz Schlesien verloren. Hatte LEOPOLD die Niederlande zu regieren; so hatte ALBRECHT dafür Schlesien und die Lausitz zu kommandiren. Wahrscheinlich wird das Gewicht der zwei letzten Länder das Gewicht der ersten heraufschleudern, und also hierdurch seine Uebermacht offenbaren.

Kaum hatten sie beide den ruhigen Besitz ihrer Reiche erlangt; so verbreiteten sich schon die wohlthätigen Wirkungen ihrer Sorgfalt, Arbeit und Bemühung durch alle Theile ihrer weitläufigen Staaten. — Gern wollten sie auch den barbarischen Zustand des heiligen römischen deutschen Reichs auf alle Wei-

se verbessern, die Ruhe in demselben wieder herstellen, und seinen Einwohnern frohern Lebensgenuss verschaffen.

Die Verbesserung der Gerichtsbarkeit schien ihnen hierzu eines der dienlichsten Mittel zu seyn. Sie thaten daher auch wirklich, so viel sie nur immer konnten, um derselben eine vortheilhaftere Gestalt, oder Einrichtung zu geben, sie menschlicher zu machen, und ihr eine grössere Geschwindigkeit zu verschaffen, damit das Wohl oder Weh Glück, oder Unglück, Gute oder Böse, die Belohnung oder Bestrafung für denjenigen nicht allzu lange in Ungewissheit bleiben möchte, welcher eines von diesen Dingen zu erwarten hätte. Vornehmlich suchten sie den Beschwerden der deutschen Reichsstände durch jedes ersinnliche Mittel abzuhelpen, sich dadurch die Liebe aller Einwohner zu erwerben, und so alle Länder mit Zufriedenheit, Ruhe und Glückseligkeit anzufüllen.

Unter diesen lobenswürdigen Bemühungen fürs allgemeine Beste, oder fürs Völker-
glück überhaupt, möchten sich vielleicht einige finden, die würdig wären, dass sie hier genannt würden, — LEOPOLD sah die Noth-
wen-

wendigkeit; die höchsten Reichsgerichte theils untersuchen zu lassen, theils auch wohl dieselben in manchen Stücken verbessern zu müssen, wenn sie in Zukunft ihre Schuldigkeit mit völliger Befriedigung von ganz Deutschland thun sollten. Er bestrebte sich deswegen vorzüglich, eine kammergerichtliche Visitation zu Stande zu bringen, und die Vollen- dung des kammergerichtlichen Archiv-Bau- wesens zu bewirken. Eben so sehr gieng sei- ne Sorge dahin, die Elsasser Angelegenheiten mit der Nationalversammlung und dem Kö- nige von Frankreich, so viel als immer nur möglich wäre, in Güte und ohne Blutvergies- sen beizulegen.

Noch weit mehr zu thun, erblickte AL- BRECHT vor sich, wofern die heilsamen End- zwecke, die er bei sich beschlossen hatte, zu durchsetzen, sein wahrer Ernst wäre. Sein erstes und vornehmstes Geschäft bestand darinn: dass er sogleich einige Reichstagsversammlun- gen zusammen brachte, damit er hier desto schneller durch die Uebereinstimmung der ganzen Nation seine schönen Entwürfe aus- führen könnte. Durch diese Vermittelung suchte er gleich zuerst auch hier die verwünsch-
ten

ten Fehngerichte abzuschaffen. Jedoch sein Bestreben für Deutschlands Wohl war noch viel weitumfassender. Er war es, der zuerst unter den Oberhäuptern der Nordalpenländer den schönen Vorschlag zu einer Kreiseintheilung von Deutschland that. Ganz Deutschland sollte in sechs Kreise eingetheilt werden, um dadurch endlich einmal dem Faustrechte Einhalt zu thun, das so unsäglich viel Unheil unter den Menschen anzurichten pflegte, und auf keine andere Weise zernichtet werden konnte. Auf eine gleiche Art erblickt man in ihm den weisen Regenten, wenn er zur Ruhe von Deutschland eifrig bemüht war, eine Landfriedensverbindung unter den Grossen des Reichs zu bewerkstelligen. Wahrscheinlich würden diese und alle anderen vortrefflichen Pläne schon damals glücklich zu Ende gebracht worden seyn, um welche sich in der Folge, am Schlusse des Jahrhunderts, der nachahmende MATHIAS verdient machte, wenn der gewaltsame Tod unsern guten Herrscher nicht auch bei diesem Vorhaben übereilt hätte. Aber gewiss, jeder Weltbürger wird dennoch unsern lebenswürdigen ALBRECHT bis in die spätesten Zeiten dafür segnen!

Allein

Allein nicht nur unsere beiden Oberhäupter von Deutschland, sondern auch noch sogar ihre beiderseitigen Zeitalter, haben Aehnlichkeiten, die immer bewundernswürdig genug sind, um einige von denselben für unsern Zweck auszuheben.

Wenn wir vielleicht glauben sollten, dass es unter LEOPOLDS Regierung politische Abenteuer gegeben hätte, die einzig in ihrer Art wären; so würden wir uns gar sehr täuschen. Sie haben vielmehr die auffallendste Gleichheit mit jenen sonderbaren Erscheinungen, welche sich zu den Zeiten ALBRECHTS am politischen Horizont offenbarten, und die Menschenkinder eben so, wie heutzutage unterhielten.

Ein Land ist es vorzüglich gewesen, welches den Erdbewohnern von jedem Stande und Alter nun schon beinahe zwei Jahrtausende lang bald eine angenehme, bald eine schreckliche Unterhaltung gewährt, ihre Aufmerksamkeit unablenkbar auf sich gezogen, dem blöden Haufen etwas zu lachen gegeben, der Gelehrtenrepublik hingegen etwas mehr zu denken verschafft hat. Aber unstreitig ist die Aufmerksamkeit und Erwartung des Menschen-

ge-

geschlechts über die politischen Begebenheiten eines Landes noch nie so hoch gespannt worden, als es in den Zeitaltern LEOPOLDS des zweiten und ALBRECHTS des zweiten, bei den Angelegenheiten jenseit des Rheins geschah. Die Frankreicher sind also die grossen Schauspieler gewesen, welche Kaisern, Königen, Fürsten, Bettlern, reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen des mannigfaltigsten Inhalts, dargeboten haben.

Während der Regierung LEOPOLDS befand sich der König von Frankreich in einer Lage, die bisweilen mehr einer Gefangenschaft, als einer unumschränkten Tyrannei geglichen haben soll: wenigstens posaunten dies mit vollem Halse die mächtigen Aristokraten aus. Unbegreiflich scheint es, warum man den allerchristlichsten König so gar kläglich betrauert. Hat sich der Schwache, durchs Weiberregiment beherrscht, nicht alles durch seine eigene Unbeständigkeit zugezogen? Und wie viele giebt es unter den Menschen, die einen Kraftlosen wirklich bedauern? werden die Entnervten nicht von den meisten verachtet? —

Aber in eine ganz andere, wirklich traurige Lage war Frankreichs König durchs Loos,
zu

zu den Zeiten ALBRECHTS, hinabgestossen worden. Dieser lebte in keiner eingebildeten, sondern er musste in einer wahren Gefangenschaft schmachten. Die tapfern Britten hatten ihre Insel auf einige Zeit verlassen, waren nach Frankreich hinübergegangen, hatten hier die flüchtigen Franzosen ziemlich zusammengetrieben, ihnen beinahe alle Festungen entrissen, sich des ganzen Landes bemeistert, ihrem eigenen Könige eine zweite Krone aufgesetzt, den französischen hingegen in dem noch einzig übrig gebliebenen festen Orleans eingeschlossen, seine Mauern blockirt, und die Einwohner zur äussersten Nothdurft, Mangel und Verzweiflung gebracht. Hier erschien, wie vom Himmel geschleudert, das Mädchen von Orleans, das entweder durch Ueberredung, oder Begeisterung, oder Fanatismus angetrieben ward — das zugleich einige Aehnlichkeiten mit der Ritterinn *d'Eon* zu haben scheint — flöste ihren verzagten Landsleuten Muth ein, feuerte sie zu Grossthaten an, stellte sich an die Spitze der Krieger, führte sie gegen ihre Feinde, gewann ihnen ein Treffen nach dem andern ab, und schlug die kühnen Engländer in jeder Bataille. Hat noch jemals irgend eine Begebenheit die Aufmerksamkeit

des ganzen Europa auf sich geheftet, so war es zuverlässig dies Ereigniss. Herr von VOLTAIRE besang den Auftritt, machte ihn dadurch unsterblich, und kommende Geschlechter werden nach Jahrtausenden noch ihre Bewunderung darüber sowohl, als über die grosse Revolution, im vollsten Maasse auszudrücken Gelegenheit haben.

Unterdessen wir uns einmal nach Frankreich gewendet haben, fallen uns einige andere Gleichheiten in die Augen, die sich dem Geschichtsbeobachter eben so interessant als überraschend darstellen. — Es herrschte in ihren wechselseitigen Zeitaltern ein allgemeines Ringen, sich zu verbessern, und ein allgemeines Streben, sich in jeder Gattung zu vervollkommen. Gern wollte sich der Mensch damals, wie immer, emporarbeiten aus dem Schlamme der Barbarei und Unwissenheit, und so sich seiner Bestimmung würdig machen: allein auf allen Seiten hielten ihn mannigfaltige Fesseln davon noch sehr weit entfernt. Man bemerkte die gewaltigen Missbräuche der Ponzen und die zügellosen Ausschweifungen der Despoten. Diese wollte man nur ein wenig einschränken, jene aber in ihre vorigen Grenzen zurückweisen. Man hatte
eini-

einige Versuche gewagt, jene Lasten abzuschütteln: aber dies wollte nicht fruchten: man war dadurch in einen nur noch schlimmern Zustand versetzt worden. Da endlich kein Mittel mehr zu helfen schien, und jene Uebel mit jedem Jahre immer nur noch schlimmer zu werden drohten; so entschloss man sich zuletzt, in Zukunft weiter keine Umschweife zu machen, den gradesten Weg einzuschlagen, und jene geistliche und weltliche Fesseln der Sklaverei durch allgemeine Versammlungen zu zertrümmern. Der Vorsatz war edel, das Mittel passend, der Anfang glücklich; — nur Schade, dass man sich bei den Maasregeln nicht durchaus unerschütterlich gleich blieb, und dass die nachherigen Folgen den schönen Erwartungen bei weitem nicht völlig entsprachen.

Merkwürdig muss es unterdessen jedem Liebhaber der Geschichte seyn, zu sehen, dass grade bei dem Leben unserer zwei vortrefflichen Fürsten zwei allgemeine Nationalversammlungen gehalten wurden. Bekanntlich hielt LEOPOLD selbst in Toskana noch als Grossherzog einige Versammlungen, theils um seine Staatsbürger zu verbessern, theils um dem römischen Oberpriester seine Allmachtsflügel

zu beschneiden. — Aber unter seiner Kaiserregierung gab es noch eine andere Versammlung, die aus einer ganzen grossen Nation zusammengesetzt war, muthig auf dem Schauplatze sich zeigte, tapfer ihre Rechte vertheidigte, den Sklaven wieder die verlorne Freiheit schenkte, den despotischen Herrschern Furcht einjagte, und, was bei weitem das vorzüglichste ist, die unumschränkte und unbändige Pfaffengewalt durchaus zerstörte.

Eine ebenso allgemeine Nationalversammlung, die den etwas gelehrter klingenden Namen eines Conciliums führte, treffen wir auch unter der Regierung unsers ALBRICHTS an. Diese bestand noch aus weit mehrern Mitgliedern als jene. Anstatt dass auf jener nur eine Nation verbunden handelte, hatten sich in dieser fast alle Nationen Europens vereinigt, um Verbesserungen ohne Zahl zu machen, und den drei heiligen Vätern den Hals zu brechen. Man schritt freimüthig zu den heilsamen Verbesserungen, kehrte sich an kein Ansehen der Person, suchte die verlornen Menschenrechte wenigstens einigermaassen wieder hervor, warf im heiligen Eifer die nichtswürdigsten Päpste vom erhabenen Throne, und
setz-

setzte eben so nichtswürdige Pfaffenköpfe wieder darauf. —

Sonderbar bleibt es doch immer, dass man sich nun schon länger, als viertehalb Jahrhunderte hindurch unaufhörlich an den Tiberbewacher reibt, ihn bald von dieser, bald von der entgegengesetzten Seite neckt, ihn, obgleich bisweilen geängstigt, dennoch ruhig bei seinem Flusse sitzen lässt, und dass er durch seine Kunstgriffe sich immer noch glücklich genug zu vertheidigen gewusst hat. Es sind seitdem so viele stürmende und länderbegierige Fürsten aufgestanden: woher mag es wohl kommen, dass bis auf den heutigen Tag sich noch keiner die Mühe nahm, das römische Gebiet zu dem seinigen zu machen? — Da man so gern Länder erobert; so würde dies unstreitig nicht nur eine der leichtesten Beuten, sondern ausserdem auch noch eine der grössten Wohlthaten für das ganze Menschengeschlecht seyn: denn zu erobern könnte es; wenn man nach einigen Beispielen schliessen darf, nicht schwer fallen; Menschenblut würde es beinahe gar nicht kosten; nur die Behauptung möchte mit einigen wenigen Schwierigkeiten verbunden seyn. Dafür würden aber unter einem guten Herrscher Millio-

nen

nen armer Sklaven glücklich gemacht, die jetzt in den Fesseln eines geistlichen Tyrannen wehmüthig seufzen. Hier also möchte eine Länderoberung vielleicht einmal eine Wohlthat für das Menschengeschlecht werden, da sie sonst stets eine Züchtigung für dasselbe war. Allein beinahe eben darum scheint es noch kein mächtiger Despot unternommen zu haben. —

Was unterdessen vorzüglich diese Nationalversammlungen in Rücksicht unsrer zwei Oberhäupter sehr ähnlich macht, ist dieses, dass sie vor dem Regierungsantritte unsrer beiden Fürsten angefangen, während ihrer Verwaltung des deutschen Reichs gehalten, und nach ihrem Tode noch nicht sogleich aufgehoben wurden.

Wollten wir diese Nationalversammlungen genau betrachten; so finden wir ohne Zweifel noch eine andere Aehnlichkeit hierin, dass es eigentlich zwei jedesmalige fortgesetzte Nationalversammlungen waren, welche zu den Zeiten unsrer beiden Fürsten gehalten worden sind. Die Nationalversammlung von Basel scheint im Grunde weiter nichts, als eine Fortsetzung, oder Erneuerung jener von Kostnitz zu seyn. Eben so vertraten bei

LEOPOLDS D^{er} schlummern die neuen Abgeordneten des Volks die Stelle der ersten in der Nationalversammlung zu Paris.

Noch leuchtet eine andere Gleichheit hervor. Beide Nationalversammlungen wurden durch vollkommene Uebereinstimmung aller gleichzeitigen Kaiser, Könige, Fürsten, Herren und Pfaffen zu Stande gebracht, — dann ihre Sitzungen schon mit mürrischen Augen betrachtet, — und endlich gar zum Auseinandergehen gezwungen. Es möchte verwegen scheinen, dies auch von der Nationalversammlung in Paris sagen zu wollen: allein wenn auch die Nationalversammlung noch ein Jahrtausend sich so, wie jetzt, erhält; so wird dennoch gewiss einmal die Zeit kommen, in welcher sie von ihrem Posten abzutreten, sich genöthigt sehen wird: denn freiwillig und ganz ohne Zwang giengen wohl bis jetzt noch wenige Versammlungen auseinander.

Die Versammlungen der ersten Abgeordneten der Nationen sind, wenn wir auf ihre Verbesserungen nicht weiter sehen, besonders wegen einer abenteuerlichen Flucht ziemlich hervorstechend. Der König von Frankreich ward durch einige Maasregeln, die ihm zuwider gewesen zu seyn scheinen, verhindert,

dert, die Beschlüsse der Nationalversammlung weder vollkommen zu bestätigen, noch aus wahrer Ueberzeugung anzunehmen. Er that es inzwischen, dachte aber auf Rache — zwar der gute König nicht; sondern seine ränkevolle Gemahlinn — und da diese nicht ausgeübt werden konnte, so flüchtete er heimlich von dem Orte der Nationalversammlung hinweg.

Wo finden wir hiermit eine Aehnlichkeit aus dem Zeitalter ALBRECHTS? — Auf der Nationalversammlung zu Kostnitz musste der Papst, eben so, wie der allerchristlichste König von Frankreich, den meisten seiner Rechte entsagen. Er that es auch in der That; weil er sich nicht anders zu helfen wusste; sann aber gleichfalls auf Rache, oder auf Wiedererlangung seiner alten Rechte, und entfloh, während eines feierlichen Turnierspiels, von dem Orte der Nationalversammlung nicht weniger heimlich.

Beide Flüchtlinge hatten noch dies gemein, dass sie verkleidet und ohne alle Begleitung fortwandern mussten. Seine Majestät der König der Franzosen, entwischten als gemeiner Passagier auf der Post: und seine päpstliche Heiligkeit, der Nachfolger des *Petrus*

trus oder des *Christus*, ritten als gemeiner Stallknecht, mit einer Armbrust in den Händen, auf einem schlechten Pferde, ohne Geräusch und ohne Pomp, heimlich davon.

Diese zwei sonderbaren Männer hatten noch dies Schicksal gemein, dass sie durch Zwang wieder zu den verlassenen Nationalversammlungen zurück gebracht wurden, Stolz entwichen sie, geängstigt setzten sie ihren Weg fort, und gedemüthigt kamen sie nach ihren verlassenen Wohnplätzen zurück. JOHANN der drei und zwanzigste ward förmlich abgesetzt: LUDWIG dem sechzehnten wäre es beinahe eben so gegangen. Wer weiss es zuverlässig, ob es in Zukunft nicht noch geschieht!

Unterdessen man in der Nationalversammlung zu Paris, dem Könige seine langen verjährten Muthmaassungen benahm, über die Menschenrechte debattirte, Verordnungen entwarf, Gesetze verkündigen liess, bisweilen auch wohl raste, wüthete, tobte, und unaufhörlich streitredete; — rüsteten sich fürchterlich Europens grössere Machthaber, besonders Deutschlands allmächtige Fürsten, um der wiederauflebenden Freiheit nicht nur Einhalt zu thun, sondern vielleicht auch,
wenn

wenn das Schicksal von ihnen abhänge, dieselbe gänzlich zu zertrümmern, dem eingeschränkten Könige seine alten Rechte wieder zu verschaffen, und ihm also aufs neue zu der ehrenvollen Würde eines asiatischen Tyrannen zu erheben.

Während dass die Nationalversammlung in Basel dem heiligen Vater in und ausserhalb Rom die empfindlichsten Stösse versetzte, ihn seiner angemaassen Rechte für verlustig erklärte, dem Oberhaupte der Christenheit seiner irdischen Schätze und seiner ungeheuern Einkünfte beraubte, ihn zu den ursprünglichen Verhältnissen der Vorzeit zurückführen wollte, über die Vereinigung der Geister der griechischen und römischen, oder der morgenländischen und abendländischen Kirche auf das heftigste streitredete, und in Glaubenssachen die wichtigsten oder entbehrlichsten Beschlüsse verfertigte; — giengen die Türken, welche unlängst erst von Aegypten schnell übers Meer nach Europa hinüber gegangen waren, stattlich gerüstet aus ihren Zelten, Lagern und eingenommenen Städten, schickten Furcht und Schrecken voran, griffen bald die muthlosen Griechen. bald die niedergeschlagenen Lateiner an, verheerten grausam alles
um

um sich her, sengten und brannten die Hütten schuldloser Bewohner, baadeten sich im Blute friedliebender Bürger, verrichteten mit wenig Mühe Wunder der Tapferkeit gegen ohnmächtige Menschen, brachen immer tiefer in weinreichen Ungern ein; und es fehlte nur noch sehr wenig, so hätten sie schon damals Deutschland, gleich einer zusehends anwachsenden Fluth, fürchterlich überschwemmt; folglich die Nationalversammlung in ihren Wirkungen nicht weniger gestört. —

Wer erblickt hier nicht die auffallende Aehnlichkeit? — wer nicht die sonderbare Uebereinstimmung der damaligen Lage der Dinge mit den gegenwärtigen Begebenheiten?

Bei diesen merkwürdigen Ereignissen ihrer wechselseitigen Zeitalter beobachteten unsere beiden lebenswürdigen Fürsten ein ebenso kluges, als weises Betragen. — Die Nationalversammlungen entwarfen, wie wir so eben gesehen haben, Verordnungen, Beschlüsse, Gesetze und tausend andere Dinge, welche von den Monarchen Europens angenommen, bestätigt oder anerkannt werden sollten. Die meisten von diesen Herrschern verwarfen jene Dinge entweder gradezu, oder liessen sich dieselben völlig unbedingte gefallen.

Ganz

Ganz anders aber verhielten sich unsere beiden Oberhäupter von Deutschland hierbei. Sie nahmen die Konstitutionen und Dekrete weder unbedingt an, noch verwarfen sie dieselben durchaus.

ALBRECHT ergriff die klügste Parthei, indem er sich anfangs für neutral erklärte, und nachher erst die Beschlüsse des Konciliums zu Basel durch eine feierliche Acceptationsurkunde annahm.

Eben so zweideutig betrug sich anfänglich LEOPOLD. Erst lange in der Folge billigte er einige von den Beschlüssen der französischen Nation; und dann nahm er auch zugleich die Konstitution der Nationalversammlung zu Paris an. — Und nun auch kein Wort mehr von allen den langweiligen Vätern, Pfaffen und Nationalversammlungen!

Aber ihre beiderseitigen Regierungen sind noch einer andern, sonderbaren Aehnlichkeit wegen sehr merkwürdig, die man in Deutschlands reichhaltigen Annalen ausserdem unstreitig nie wieder antreffen wird. Sie zeichnen sich durch eine seltsame Einwanderung einer verächtlichen Menschenklasse vorzüglich aus. Anstatt dass man sonst immer aus Deutschland

land

land hinaus wanderte, wanderte man hier hinein.

Im ersten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts hatten die Zigeuner ihr vaterländisches Hindostan verlassen, zogen nun nach und nach in die meisten westlichen Länder der Welt, mischten sich unter alle Nationen, und bedeckten auf diese Art gegen das Ende des zweiten Viertels jenes Jahrhunderts beinahe ganz Deutschland. So mancherlei Mittel auch ALBRECHT dagegen anwendete, und so viel Mühe er sich auch gab, um das Vordringen dieses prophetischen Räubergesindels, wenigstens von Deutschlands Grenzen, zu entfernen, oder zurückzuhalten; so war dennoch dies alles vergebens. Die Begierde, mit der sich Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Hohe und Niedere, Alte und Junge, Weiber und Mädchen, Greise und Kinder, Angesehene und Verachtete, Fürsten und Bettler von jenem verlaufenen, morgenländischen Volke wahrsagen liessen, beförderte diesem das Vorrücken ungemein: und nach ALBRECHTS Tode war der nichtswürdige FRIEDRICH der dritte, der sich vermöge seiner zauberischen Künste vielleicht nicht ganz unrecht in jene Gesellschaft geschickt haben würde,
weit

weit entfernt, der wandernden Nation irgend ein Hinderniss in den Weg zu legen, noch sie von dem Vordringen in Deutschland abzuschrecken, oder nur abzuhalten.

Lassen Sie uns umherblicken und sehen, ob wir unter LEOPOLDS Regierung vielleicht auch eine solche verworfene Menschenklasse auffinden werden. Sonderbar ist es zuverlässig, dass unter ALBRECHT die Herunstreicher von Osten her, und unter LEOPOLD die Landläufer von Westen her unser deutsches Vaterland überströmten. Auch hier giebt uns Frankreich wieder neuen Stoff zu einer gleichen Unterhaltung.

Machten es die französischen Emigranten nicht eben so, wie die Zigeuner? wanderten sie nicht auch fast in alle Theile von Europa? Haben sie in Deutschland nicht auf die nehmliche Art ihre Niederlage aufgeschlagen? — Menschen, die ihr Vaterland, seine Gesetze, und überhaupt ihre Nation verachten: was sind diese Geschöpfe wohl werth? soll man sie loben? oder soll man sie auch verachten? — Als diese elenden Aristokraten ihr Vaterland verlassen hatten, und nun von den Niedern verachtet wurden; schmeichelten sie
als-

alsdann nicht den Fürsten? und fanden sie bei diesen nicht Eingang?

Der weise LEOPOLD sah es wohl deutlich genug ein, dass diese verächtlichen Landläufer dem heiligen deutschen römischen Reiche keinen grossen Vortheil, sondern vielfachen Nachtheil und unabwendbares Unglück bringen würden. Er bemühte sich daher aus allen Kräften, dieses verächtliche Gesindel aus dem deutschen Kaiserreiche zu entfernen. Allein alles war vergebens. Seine Regierung währte, wie bei ALBRECHT, überdies auch noch viel zu kurz, und die Fürsten mancher Reiche blieben noch viel zu eigensinnig, als dass er allein es durch seine einnehmende Güte hätte bewirken können.

Wenn jemandem ein Bettler begegnet, und ihn um Almosen bittet; so giebt man ihm seinen Zehrschilling, und kehrt sich von dannen. Hat er gesunde Glieder, und ist er unhöflich genug, noch mehr zu fordern, so wendet man sich gemeiniglich weg, und verachtet den Unverschämten. Man sagt, dass es manche unter den Regenten eben so gemacht haben sollen, besonders wenn sie allzu viele Bittschriften von ihren armen Unterthanen erhalten hätten, Aber warum bewiesen sie

sie sich nicht nach der angenommenen Gewohnheit auch so gegen die frechen französischen Bettler in Koblenz? — sind diese französischen Prinzen, samt ihren Spielpuppen, den Aristokraten, nicht noch weit verachtungswürdiger, als alle andern Bettler der fünf übrigen Theile der weiten Welt? — Verliessen sie nicht aus Hochmuth ihr Vaterland? aus Stolz ihre Mitbürger? aus unvernünftiger Ehrsucht ihre friedlichen Wohnörter? — schlugen sie nicht Deutschland zu ihrer vorzüglichen Niederlage auf? — Lebten sie dann nicht von dem Allmosen auswärtiger Fürsten oder Fürstinnen? auf Kosten leichtgläubiger Herren? und sind diese verächtlichsten aller verächtlichen Geschöpfe nicht noch gar so unverschämt, nach vielen Wohlthaten, zu fordern, dass man Menschenblut für sie vergiessen soll? — Unbegreiflich ist es, wie Herrscher sich zu ihrem eigenen Nachtheile, durch gleisnerische Schmeicheleien so weit verleiten lassen können. Unbegreiflich ist, wie sie, durch jenen nichtswürdigen Landläufertross und durch den Abschaum des Menschengeschlechts angetrieben, so ganz ohne die geringste Ursache und ohne auch nur einen Scheinvortheil davon zu gewinnen, Menschenblut, das Kostbarste in die-

diesem Leben, vergiessen lassen können. Menschen, die edelsten Geschöpfe Gottes, gehen hunderte von Meilen weit geduldig, um jenseit des Rheins ihre Mitbrüder zu morden, oder sich von ihnen morden zu lassen. Ist das auch recht? oder ist es nur billig? — wer wird darnach fragen! — Aber was werden kommende Geschlechter von unserm Zeitalter denken? — Diese Antwort möchte für uns wohl nicht sehr angenehm, noch weniger zu unserm Lobe ausfallen. — Persiens allmächtiger Monarch, XERXES, rüstete sich, um Griechenlands Freiheit zu zertrümmern, zog nach Europa, kam nach Griechenland; — und MILTIADES schlug ihn. Mit dieser Niederlage begnügte sich der stolze XERXES noch nicht. Er gieng zu Hause, rüstete sich aufs neue drei volle Jahre fürchterlich, glaubte sich nun unüberwindlich, zog aus mit seinem ungeheuern Heere, liess seine schreckenverbreitende Flotte neben sich kreuzen, gieng abermals nach Europa hinüber, wollte jetzt Griechenland in ein Nichts verwandeln, die Städte zertrümmern, ihre Einwohner zu Sklaven machen; — und THEMISTOKLES schlug ihn. Sollte man einen *de la FAYETTE* und einen LUKNER wohl nicht

mit einem THEMISTOKLES und mit einem MILTIADES vergleichen können?

Da wir nun einmal einige ähnliche Gegenstände betrachtet haben, die sich mehr auf das Zeitalter und auf die Regierungsgeschichte unserer zwei wohlthätigen Machthaber, als auf ihr eigenes Leben beziehen, wodurch sie aber beide vielleicht in einer nur noch auffallendern Gleichheit erscheinen werden; so erlauben Sie mir nun, hier noch einen andern Umstand anführen zu dürfen, der ihre Zeiten unstreitig bei weitem vor allen andern auszeichnet.

Nicht blos in der politischen Welt sah man das Streben nach etwas Vorzüglicherm; nein! man erblickte auch im litterarischen Fache das unaufhörliche Ringen nach höherer Vollkommenheit viel deutlicher, als es noch jemals geschah. Ob sich gleich die Wissenschaften zu ALBRECHTS Zeiten in der ganzen westlichen Welt erst in ihren Säuglingstagen befanden; so blieb demungeachtet die Aufmerksamkeit des Menschengeschlechts auf grosse Dinge gespannt, bei kleinen schlaff, und bei unbedeutenden gleichgültig. Das Bemühen der Menschen nach etwas Höherem, ihr Streben nach etwas Bessern, ihr Suchen
nach

nach etwas Vorzüglicherm, ihr Forschen nach etwas Neuern, und überhaupt ihr Eifer nach jeder ihnen bekannten oder unbekannten Vollkommenheit verlässt sie nie, sie mögen sich in den gesittetsten oder barbarischesten Zeiten befinden. Nur fühlt sich mancher Erdensohn stärker, bewundernswürdige Dinge ohne Schwierigkeiten hervorzubringen, als ein anderer, der sich den Reitzen der Wollüste überliess, oder ihnen überlassen wurde; daher seine göttliche Kraft unter dem Gewühl erstickte; und eben deswegen blieb er unfähig, jemals etwas Erhabenes, Grosses, Edles durch sich selbst zu erschaffen.

Während dass ALBRECHT regierte, beschäftigte sich in Mainz und Strasburg ein Mann von den seltensten Talenten mit allerlei Untersuchungen, entdeckte Geheimnisse, die bis auf ihn noch kein sterbliches Auge sah, von deren Daseyn unterdessen CICERO schon etwas gewähnt hatte, und ward dadurch der Erfinder einer Kunst, die seit ihrem Urheber dem Menschengeschlechte eine ergiebige Quelle von unzählbaren Wohlthaten geworden ist. GUTTENBERG ist dieser ausserordentliche Mann, welcher durch die Erfindung der Buchdruckerkunst sich um das ganze menschliche Ge-

schlecht weit verdientermachte, als Tausende von tyrannischen Mördern des Throns. Sein ist das Verdienst, und ihm allein gebiert das Lob, dass unser Zeitalter aufgeklärter denkt und freier handelt, als es afrikanische Sklaven und asiatische Horden unter ihrem Despoten zu thun gewohnt sind.

Man sagt, die europäische Aufklärung habe ihren Ursprung den ausgewanderten Griechen zu verdanken, die ihr Vaterland um eben die Zeit, aus Furcht vor den Osmanen, verliessen. Ganz ist ihr Einfluss nicht zu leugnen: allein ihre Wirkungen erstreckten sich nicht viel weiter, als im freundlichen Italien umher: und wäre auch ganz Griechenland nach dem Occident hinübergewandert; so würden sich die Wirkungen davon sicher nicht viel weiter fortgepflanzt haben, wenn sie nicht zugleich den hohen Geist des Alterthums den Barbaren hätten mit einhauchen können. Ausser dem italiänischen Himmel ward man von ihren Wirkungen nur sehr wenig, und lange gar nichts, gewahr.

Ueberdies gab es schon längst, ehe noch die griechischen Flüchtlinge ankamen, in Italien bewundernswürdige Köpfe. Bezau-
berte nicht schon lange vorher ein PETRARCA
sei-

seine LAURA und die ganze damalige italiänisch litterarische Welt? — Man sieht also, dass man den vertriebenen Griechen nicht so ausserordentlich viel schuldig ist, als man gemeiniglich behauptet, und dass alle nachherige Aufklärung eigentlich blos unserm GUTTENBERG ihren Ursprung zu verdanken hat, wofern man gegen denjenigen nicht durchaus ungerecht verfahren will, der dem menschlichen Geschlechte die grösste aller Wohlthaten erzeugte, deren Daseyn wir noch täglich geniessen.

In dem Zeitalter LEOPOLDS trat hervor ein eben so erstaunenswürdiger Mann, ausgezeichnet durch die seltensten Eigenschaften, begabt mit den mannigfaltigsten Talenten, ausgerüstet mit Fähigkeiten aller Art, versehen mit ganz besondern Kenntnissen, und was dem Sterblichen das Wichtigste ist, beschenkt von der Natur mit einer ungewöhnlichen Stärke des Geistes. ROUSSEAU, so wie GUTTENBERG, scheint von der göttlichen Vorsicht bestimmt worden zu seyn, der Lehrer vieler Nationen zu werden, und durch seine grossen Bemühungen dem Menschengeschlechte wohl zu thun. Er war es, der sich, gleich LUTHERN, vor ganze Heere von Teufeln, Blutigeln

igeln und Tyrannen nicht fürchtete, die durch Despoten eingeschläferten Menschenrechte wieder hervorruft, und sie seinen Mitbürgern im Angesichte der alles verschlingenden Bastille freimüthig lehrte.

Es ist zwar unstreitig gewiss, dass wenn GUTTENBERG durch seine Kunst den Gelehrten nicht einen neuen, leichten Weg geöffnet hätte, um sich ihre Gedanken und Entdeckungen einander mitzutheilen; so würden die Wissenschaften und jedes andere Hülfsmittel zur Veredlung des Menschengeschlechts noch lange in einer tiefen Finsterniss vergraben geblieben, und die guten Geistesprodukte theils völlig verloren gegangen, theils ihr Gebrauch nur auf diejenigen wenigen Sterblichen eingeschränkt worden seyn, denen das Loos irdische Güter und schwerreiche Schätze in hohem Ueberflusse geschenkt haben würde. Allein es ist eben so gewiss, dass ROUSSEAU auch ohne alle Buchdruckerkunst dennoch einer der ausserordentlichsten Menschen würde geworden seyn, die noch jemals auf diesem Erdboden lebten. Der wirklich grosse Mensch bleibt stets gross, er mag auch in Verhältnisse, Umstände und Lagen versetzt werden, welche es immer seyn, gute oder schlechte, erhabene oder

oder niedere, reiche oder arme, allumfassende oder leere, allmächtige oder schwache. Seine göttlichen Ideen würden nicht so schnell durch die weite Welt gerollt seyn; aber er wäre dann vielleicht BRAMA, ein CONFUCIUS, ein SOKRATES geworden: sein Ruhm würde sich dann nur noch weiter ausgebreitet, und die Nachwelt ihn nur noch desto mehr verehrt haben.

Merkwürdig ist das Schicksal sowohl des GUTTENBERG, als des ROUSSEAU am Ende ihres Lebens: denn beide grossen Männer starben in einer solchen Dürftigkeit und in einem solchen Mangel an allen Bedürfnissen, dass sie sich beinahe aus Hunger dem Tode überliefern mussten, so mannigfaltige Wohlthaten sie auch ihre Lebenszeit hindurch dem menschlichen Geschlechte erzeugt hatten.

Allein es ist fast in jedem Alter das Loos der berühmtesten Männer gewesen, dass sie eines Todes starben, der ihnen bei weitem nicht angemessen und ihrer völlig unwürdig war. Selbst ALBRECHT und LEOPOLD gehören hierher. —

Besonders aber ist dies unter den Gelehrten der Fall gewesen, welche sich für das allgemeine Beste zu sehr angestrengt, und sich da-

dadurch nur noch desto geschwinder aufgeopfert haben. Meistentheils geschah es bis jetzt noch darum, weil sie freie Menschen und keine Schmeichler der Grossen, Mäcene und Patronen, wie die elenden Pfaffen und Pöbeln, weder waren, noch seyn konnten. Indessen bleibt ihr Ruhm und Verdienst um desto grösser, da sie ihr Leben ganz dem Wohl der Menschheit gewidmet haben. Kaisern, Königen und Tausenden von andern Herrschern hat die Erfindung des GUTTENBERG nicht nur die angenehmste Unterhaltung verschafft, sondern sie auch überdies noch weit sicherer, als zuvor, auf den Thronen regieren lassen: und der Erfinder der Buchdruckerkunst musste aus Hunger sterben. —

Eben so viele Klassen von wohlthätigen Machthabern und Millionen von Reichen und Armen ergetzten die Schriften des ROUSSEAU: und er musste in den kläglichsten Umständen seinen Geist aufgeben. — Wahr ist es also, dass das gleichzeitige Menschengeschlecht beinahe niemals die wahren Verdienste wirklich grosser Männer, auf dem Throne sowohl, als in der niedern Hütte, vollkommen anerkennt; sondern der Nachwelt ist es immer vorbehalten, sie nach dem genauen Maasstabe ihrer ver-

verschiedenen Handlungen unpartheiisch zu richten, sie herabzuwürdigen, das Blendwerk aufzudecken, oder sie mit Unsterblichkeit zu lohnen und ihre wenigen Namen in den grossen Jahrbüchern der Menschheit unvergesslich zu machen.

Auch hiervon sind unsere beiden völkerbeglückenden Machthaber nicht ganz ausgenommen. Man verehrte sie zwar schon bei ihren Lebzeiten: aber es gab dennoch bisweilen Perioden, in welchen man eben sowohl gegen den tugendhaftesten aller Regenten, LEOPOLD, als auch gegen den vortrefflichsten aller Herrscher, ALBRECHT, ziemlich lau war, ob sie gleich jedermann für die Besten ihres Zeitalters erkannte. Aber noch weit mehr Gerechtigkeit lässt ihnen jetzt die dankbare Nachwelt wiederfahren. Jedermann spricht mit Enthusiasmus von ihnen, und jeder lobt sie mit Begeisterung.

Unterdessen ist es doch immer sehr traurig, wenn Männer, die dem Menschengeschlechte so vielfache Wohlthaten erzeugten, wie GUTTENBERG und ROUSSEAU, sich noch am Ende ihrer Laufbahn in solche unglückliche Umstände versetzt sehen müssen. In Staaten, in welchen wirklich Freiheit herrscht,
sie

sie mögen nun entweder monarchisch, aristokratisch, demokratisch oder vermischt seyn, ist dies vermuthlich nur sehr selten der Fall: aber in Ländern, in welchen der Despotismus und die Tyrannei ihr Schreckenpanier aufgeschlagen haben, wird fast unaufhörlich der hervorragende Geist entweder unterdrückt, oder, wenn dies nicht geschieht, doch niemals belohnt. Er bleibt also meistentheils unfähig, seine wichtigen oder minder wichtigen Untersuchungen ohne mancherlei Schwierigkeiten fortzusetzen. Und eben das ist es, was die grausamen und sorglosen Despoten eifrig wünschen. Denn wie kann denjenigen Aufklärung in irgend einer Art lieb seyn, welche ihre Mitbrüder gern in den eisernen Fesseln der Sklaverei erhalten möchten? Unwissenheit und leeres Wortgeschwätz ist daher ihr Steckenpferd, auf dem sie alle ihre Mitmenschen reiten zu lassen, kein Bedenken tragen können.

Ganz anders handelten in dieser Rücksicht unsere beiden lebenswürdigen Fürsten. Freundlichkeit und Wohlwollen ward das eigenthümliche Kennzeichen aller ihrer Handlungen.

Dies führt uns auf eine andere Vergleichung ihrer zwei Zeitalter. Wenn man behauptet

haupten wollte, dass es sowohl zu den Zeiten ALBRECHTS, als LEOPOLDS Verfolgungen gegeben habe; so möchte wohl mancher sein Haupt gewaltig schütteln, und sagen: wie, wäre das auch noch sogar in unserm philosophischen Jahrhundert möglich? — Lassen Sie uns inzwischen sehen, ob irgend etwas unvermögend seyn wird, Sie von der Wahrheit der Sache zu überzeugen.

Wenn man in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen IOHANN von *Huss* in Kostnitz feierlich verbrannte, wenn die pfaffische Wuth an einem HIERONYMUS von *Prag* ihren erhitzten Muth abkühlte, und die schönen Schriften eines WIKLEFF nicht nur verkettzte, sondern auch sogar dieselben mit Henshand durch die Flammen des Feuers in Asche verwandeln liess; — so sperrte man nicht weniger ins Mördergefängniss einen VOLTAIRE, verbannte nicht weniger aus dem Lande einen ROUSSEAU, und vertrieb nicht minder einen RAYNAL. Zu verbrennen fürchtete man sich: aber zu verfolgen scheute man sich nicht. — Oder wollen wir lieber in unserem deutschen Vaterlande drei Opfer der Verfolgung, Ponzenwuth und Pfaffenverschwörung aufsuchen,

chen, damit die Aehnlichkeit noch auffallender werde? — Hier sind sie: Musste BARTH nicht ins Gefängniss wandern? — SCHUBART nicht im Kerker schmachten? — SCHULZ nicht bis auf diese Stunde in der Finsterniss seufzen? — Fielen sie nicht als Opfer der Factionen? — Sind dies noch nicht Beispiele und Beweise genug, dass auf unser philosophisches Jahrhundert eben der Schimpf und eben die Schande bei der Nachwelt fallen wird, als es jetzt von dem unsrigen auf das funfzehnte geschieht?

Man ist so schrecklich dagegen erzürnt, dass man jene Männer verbrannt habe. Für das damalige Zeitalter scheint das bei weitem nicht so unschicklich, als in dem unsrigen die Verfolgung dieser Männer. Denn man kannte damals noch keine andern Mittel, freimüthige Männer zu entfernen; man wollte nun einmal, dennoch wie gewöhnlich aus Staatsursachen, ganz fromm seyn; und von der fürchterlichen Bastille, oder von der heiligen Inquisition wusste man entweder noch nichts, oder doch zuverlässig nur sehr wenig. Unterdessen wer sollte dies von dem unsrigen Zeitalter vermuthen, in welchem der Nebel des Pfaffenthums zerstreut, die abergläubischen Meinungen zerstört, die Morgenröthe der

der Aufklärung und einer gesunden Philosophie hervorgebrochen ist, und die hellen Strahlen der freundlichen Sonne das Dunkel der Barbarei zerstört hat?

Aber warum liess SIGMUND den von Vorurtheilen losgerissenen HUSS von den Pfaffen verbrennen? — warum verdamnte der heilige Papst LUTHERN zum Tode, zur Hölle und zur ewigen Pein? — warum liess LUDWIG der vierzehnte das schreckliche Blutbad, durch Aufhebung des Edicts von Nantes, unter seinen Mitbürgern anrichten? warum HEINRICH der neunte die abscheulichste aller himmelschreienden Hochzeiten vollziehen? — warum ward MONTESQUIEU nicht von seinen Mitbürgern, sondern von den Despoten gehasst? — warum ROUSSEAU unaufhörlich verfolgt? — warum VOLTAIRE unbarmherzig verjagt? — warum schränkten die Herrscher beinahe von halb Europa die Pressfreiheit unerbittlich ein? — Alles dies scheint sich sehr leicht durch ein einziges Wort auflösen zu lassen. *Eigennutz!* Eigennutz ist die grosse Quelle, aus welcher die meisten menschlichen, guten und bösen Handlungen herausfliessen.

Nicht so handelten unsere beiden lebenswürdigen Fürsten. Sie waren von solchen
ei-

eigennützigen Absichten gleichweit entfernt. Niemals betrachteten sie den Menschen als Mittel oder Werkzeug, wodurch sie ihre ewanigen Wünsche durchsetzen könnten; sondern sie sahen ihn immer als Zweck an sich selbst an. Nie fiel es ihnen ein, ihre Mitbürger zu irgend einer eigennützigen Absicht zu gebrauchen: denn sie waren von solchen unmoralischen Gesinnungen gänzlich befreit, wussten nichts von despotischen Denkungsarten, verabscheuten die tyrannischen Grundsätze, und kannten einzig und allein jene Mittel und Wege, welche auf dem Pfade zur Tugend und zur Glückseligkeit die Staatsbürger leiten.

Daher kam es eben, dass man weder bei ALBRECHT noch bei LEOPOLD, aus Religionsgrundsätzen oder aus andern abergläubischen Absichten, die geringste Spur der Verfolgung irgend eines Menschen entdeckte. So viel Rühmens man auch in unsern Tagen von denjenigen Fürsten macht, die eine allgemeine Toleranz begünstigen, welches unstreitig auch schon sehr lobenswürdig ist; so war bei unsern beiden vortrefflichen Herrschern dennoch dies Wort völlig unbekannt, nicht aber die dadurch bezeichnete Sache.

LEOPOLD sagte bisweilen: er wisse nicht, warum man es jemandem als ein Verdienst anzurechnen pflege, wenn er eine allgemeine Toleranz zu befördern suche: denn es sey von Natur schon eine der ersten Pflichten jedes Regenten, dass er die Denk- und Gewissensfreiheit auf alle nur mögliche Art zu beschützen suchen müsse. O, weiser, guter LEOPOLD, ewig bleibe dein Ruhm in den Jahrbüchern der Menschheit unter den ersten und grössten Machthabern verzeichnet!

Zu ALBRECHTS Zeiten hatte das Wort Toleranz im heutigen Sinne vermuthlich noch kein Sterblicher gehört. Allein er übte es dennoch weit glücklicher aus, als nicht nur viele seiner Nachfolger, sondern als auch noch mancher von den gegenwärtigen Herrschern der Welt. Man irrt sich gewaltig, wenn man sagt, dass ALBRECHT die Hussiten verfolgt habe. Höchstens konnten dies bigottische, unter dem Drucke des Despotismus seufzende Schriftsteller der vorigen Jahrhunderte behaupten. Er that nichts weniger, als dies. Noch nie ward irgend jemand, von einer andern christlichen Sekte, aus Religionshass von ihm verfolgt. Denn wäre dies wirklich der Fall gewesen; so würde ihm wahrscheinlich ein Theil der An-
hän-

hänger des HUSS nicht schon vorher gehuldigt haben, ehe er sich noch mit gewaffneter Hand in Böhmen feierlich die Königskrone aufsetzen liess. Da dies geschah: wie hätte er bigott seyn können? —

Dass eine Parthei der unruhigen Böhmen damals den jungen Bruder des Königs von Polen zu ihrem Regenten erwählen liess, geschah keinesweges aus Religionshass gegen ALBRECHT; sondern die wollüstige Gemahlinn des SIGMUND hatte noch bei seinem Leben die Veranlassung dazu gegeben; weil sie so ganz abscheulich war, und ihre thierischen Begierden nach einem vollen Knaben zu stillen, im Begriff gewesen seyn soll.

Man sieht also, dass sowohl LEOPOLD als ALBRECHT über die Religionsangelegenheiten eben so weise und aufgeklärt dachten, als über die Gesetzgebung, über die bürgerliche Einrichtung und alle übrigen Gegenstände, die auf den Staat, seine Einwohner, seine äusserlichen Verhältnisse und innere Verbindungen einigen Bezug haben.

Nicht weniger stimmten LEOPOLD und ALBRECHT in einigen andern Punkten überein, die wir schon beiläufig betrachtet haben. Sie liebten aufrichtig den Frieden, begünstigten den

den friedliebenden Landmann, verabscheuten das wilde Getümmel des Krieges. Sie hassten überhaupt alles, was den Menschen ihr Leben verbitterte; was ihnen dasselbe zur Qual machte; und noch weit mehr verabscheuten sie alles dasjenige, welches den Erdbewohnern ihr für nichts zu ersetzendes Leben raubt. Daher beförderten sie die ruhigen Künste des Friedens auf alle nur ersinnliche Art; weihten sich selbst den Wissenschaften, brachten den Ackerbau empor; gaben weise Gesetze, und missbilligten alles, was die ruhigen Beschäftigungen ihrer Untergebenen zu stören fähig seyn könnte.

Aber sie dachten auch eben so vernünftig in Rücksicht des Krieges. Oft stellten sie Betrachtungen über diesen Gegenstand an, und fanden, dass er bisweilen nicht zu vermeiden wäre, wofern inan sich nicht ganz freiwillig allen Gefahren aussetzen, und ein Gespötte aller seiner Feinde werden wollte. Denn sie sahen, dass es unter allen Nationen des Erdbodens, gesitteten und ungesitteten, kultivirten und unkultivirten; verfeinerten und barbarischen, seit Erschaffung der Welt Kriege gegeben habe, und bis ans Ende der Welt Kriege geben wird, wofern nicht ein ganzes

Volk aufsteht, dessen Mitglieder sich alle zu Philosophen hinaufgearbeitet haben. Und dennoch wird es auch hier Kriege geben; weil benachbarte Nationen sich wenig um Philosophie kümmern, sie herausfordern, oder sogar gleich angreifen werden. Folglich würde die philosophische Nation gezwungen seyn, die Waffen zu ergreifen, sich zu vertheidigen, und ihre Feinde von den Grenzen zu entfernen; weil es unter den Sterblichen nun einmal kein anderes Mittel giebt, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. — Dass aber alle Erdbewohner zu Philosophen werden umgeschaffen werden, daran lässt sich aus guten Gründen zweifeln, die hier weitläufig anzuführen, bei weitem zu viel Raum einnehmen würde. Und gesetzt, sie wären es auch geworden; so würde darum das Menschengeschlecht im ganzen nichts gewonnen haben. Denn die Philosophen würden sich zuletzt ihrer Meinungen wegen eben so derb herumzausen oder zanken, als es jetzt die unphilosophischen Adamskinder thun. —

Diesen Umstand bemerkten selbst LEOPOLD und ALBRECHT. Sonderbar ist es immer, dass ihre wechselseitigen Zeitalter sich auch noch sogar in Rücksicht der philosophischen

Sek.

Sekten einigermaassen ähnlich sind. So gab es unter ALBRECHT bekanntlich die zwei, sich heftig einander entgegen arbeitenden, philosophischen Partheien der *Nominalisten* und *Realisten*. Selten haben sich wohl noch Partheien so fürchterlich gehasst, geschimpft und gelästert, als diese zwei, von denen jede steif und fest glaubte, dass sie den rechten und wahren Glauben hätte. Ob man in dem Zeitalter LEOPOLDS nicht vielleicht die theoretischen und praktischen Philosophen hierher rechnen könnte, mag ich zu thun, mir nicht unterstehen. Noch gab es zwei andere Namen: *Kantianer* und *Antikantianer*. Dass diese beyden Partheien sich nicht so gar sehr in den Haaren liegen, scheint blos daher zu kommen, weil sich die eine ziemlich vor der andern zu fürchten anfängt.

Vielleicht mochten jene Reflexionen nicht wenig dazu mit beigetragen haben, dass sie von ihrer Jugend an bei sich beschlossen, einen Krieg um keiner andern Ursache willen anzufangen, als wenn sie entweder von ihren Gegnern hart beleidigt worden wären, oder wenn man ihnen ihr rechtmässiges Eigenthum ungerechter Weise versagen würde; und wenn sie sähen, dass kein ander gütliches

Mittel mehr anwendbar sey, um zu ihrem Besitze zu gelangen, Wer auch hier den Krieg hätte abwenden wollen, würde unstreitig zu erkennen gegeben haben, dass ihn mehr kleinnüthige Furcht, als vernünftiges Nachdenken davon zurückgeschreckt hätte.

Geleitet durch diese und andere Betrachtungen, waren unsere beiden vortrefflichen Fürsten gleichweit entfernt, sich weder vor dem Krieg sklavisch zu fürchten, noch ihn anzufangen, ohne die gegründetsten Veranlassungen dazu erhalten zu haben. Daher haben sie es nie unternommen, ohne grosse Beleidigungen irgend ein Kriegsheer auszuführen; noch viel weniger haben sie es aus Eroberungssucht ins Feld auszuführen geschehen lassen: sondern wenn sie dazu gezwungen worden sind, so geschah es allemal, um ihr Eigenthum und ihre anererbten Reiche zu vertheidigen. Und wie hätten unsere beiden Machthaber, denen nichts so sehr am Herzen lag, und nichts so heilig war, als Gerechtigkeit in ihrer wahren Bedeutung, wohl Krieg um anderer Ursachen willen führen können? — Dies würde ganz ihrem tugendhaften Charakter widersprochen haben.

Wirk-

Wirklich auch bei Führung ihrer Kriege sogar treffen wir einige Aehnlichkeiten an, die äusserst selten ohne Zweifel bey Kriegern sich zeigen. Beide schätzten nichts höher, und nichts für unersetzlicher, als Menschenblut, da hingegen fast alle andern Herrscher, wenn sie in Kriege einmal verwickelt wurden, das Leben der Menschen für nichts achteten, wofern sie nur ihre Begierden dadurch befriedigen konnten. Das scheint die Triebfeder gewesen zu seyn, warum sie alle Mittel anwendeten, auch noch während des Krieges das Menschenblut auf jede Weise zu schonen.

LEOPOLD gab den Generalen, welche in die Niederlande zogen, um die Rebellen wieder unter den österreichischen Scepter zu bringen, und sie von den Grundsätzen der Ponzenregierung zurück zu führen, folgende Regeln mit auf den Weg: Lasst so wenig Menschen als möglich schlachten: schont überall das Menschenblut: und gebt lieber einen kleinen Vortheil auf, wenn ihr auch nur einem einzigen Menschen das Leben erhalten könnt. Dadurch wurden die Herzen der Niederländer weit mehr gewonnen, als wenn die Anführer Feuer und Flammen gegen die unglücklichen Schlachtopfer geworfen hätten. Für ihn entstand

stand vor andern noch der Vortheil daraus, dass alle dem österreichischen Hause ehemals unterworfenen Bataver in kurzer Zeit wieder zu seinen Untergebenen gerechnet werden konnten.

ALBRECHT that das alles selbst, was dort Hauptleute, Generale und Feldherren beobachten sollten. Er führte seine Heere selbst an, war muthig, wo es erfordert wurde, tapfer, wo es nöthig war, und trug überall den Sieg davon.

Die Hussiten siegten über alle ihre Feinde; und niemand vermochte es, sie zu demüthigen. Das heilige deutsche römische Reich schickte Armeen ohne Zahl gegen sie; und unverrichteter Sache mussten sie wieder heim kehren: noch glücklich, wenn sie nicht auf dem Platze geblieben waren. ZISKA, einer der ausserordentlichsten Menschen, die noch jemals auf diesem Erdballe gelebthaben, schlug seine Feinde überall aus dem Felde, nachdem er schon seine beiden Augen verloren hatte. Noch ehe er in ein Treffen zog, liefen bei seiner Annäherung schon alle furchtsamen Deutschen in der grössten Unordnung davon. Bei Annäherung seines Todes hatte ZISKA befohlen, dass man ihn nach Erfolgung
sei-

seines Absterbens die Haut abziehen, sie über eine Trommel spannen, und beim Treffen in Gegenwart des Feindes darauf trommeln sollte: dies würde die grosse Wirkung haben, dass alle seine Gegner sogleich davor ausreissen müssten. Man befolgte seine Befehle, und die Trommel verrichtete Wunder der Tapferkeit. Alle Feinde flohen aus Furcht und Schrecken, sogar ehe nur noch einmal die Trommel gerührt wurde. Kein Feldherr, kein König, kein Fürst, selbst nicht der Gesandte des Nachfolgers *Christi* war fähig, ihnen zu widerstehen.

Alle wurden geschlagen, nur unser ALBRECHT nicht. Und was eigentlich das grösste Wunderwerk thierbei war, ist dieses, dass ALBRECHT beinahe gar kein Menschenblut vergoss. Denn sein heller Geist liess ihm sogleich jeden Fehler und jede nachtheilige Lage seines Feindes gewahr werden. Er besass zugleich das seltene Talent, alles auf der Stelle und ohne Verzug zu benutzen. Schnell überfiel er immer seinen sorglosen Gegner, und hatte ihn meistentheils schon gefangen, ehe dieser nur noch einmal daran dachte, in ein Treffen zu rücken. Während seiner Feldzüge sah er sich nur ein einziges mal in die
ver-

verdrüssliche Nothwendigkeit versetzt, eine Schlacht im offenen Felde zu liefern; und auch hier siegte er augenblicklich. Aber wo findet man einen so bewundernswürdigen Mann, der bloß deswegen seinem Gegner im offenen Felde gern keine Schlacht liefern wollte, damit Menschenblut nicht vergossen würde, und das Leben von Tausenden geschont werden könnte?

Noch leuchtet eine andere Uebereinstimmung hervor, die weder ausserordentlich interessant, noch angenehm, indessen doch immer merkwürdig genug ist, um beobachtet zu werden. Der rasche JOSEPH war in einen Krieg mit den Osmanen verwickelt worden, wollte sie in Gesellschaft seiner Freundin aus Europa verjagen, und starb, ehe bei weitem der Plan ganz ausgeführt werden konnte.

Unserm LEOPOLD blieb es also vorbehalten, entweder seine Entwürfe durchzusetzen, oder, wenn er Menschen mehr liebte als Erde, die schon erlangten Eroberungen grossmüthig wieder aufzugeben. Er erwählte das letzte, gab den Türken die ihnen abgezwungenen Länder, Festungen, Städte und Flecken wieder zurück, und endigte so einen der blutigsten aller Türkenkriege.

Noch

Noch hatten die Osmanen in Europa nicht lange sich festgesetzt, als der geldlose SIGMUND schon in einen Krieg mit ihnen gerieth. Er hatte eben so, wie IOSEPH, bei sich beschloßen, sie mit Hülfe anderer mächtigen Potentaten sogleich aus Europa wieder zu verjagen. Allein der gefasste Anschlag glückte nicht sehr. Er ward aufs Haupt geschlagen, in ein Gefängniß gesetzt; entwich heimlich hieraus, sammelte nun aufs neue eine Armee, gieng muthig mit gesammelten Kräften dem Sultan entgegen, und jetzt erst gewann er wieder aus den barbarischen Klauen der Osmanen seine verlornen Länder.

Stoltz waren unterdessen die Türken auf ihre Macht, auf ihr Ansehn, und auf ihre um sich her verbreitete Furcht geworden. Sie brechen in Ungern ein, bezeichnen ihre Tritte mit Feuer und Flammen, richten ein abscheuliches Blutbad unter den friedliebenden Bewohnern an, und metzeln alles gewaltsam danieder, was ihnen nur in den Weg kommt. Hier konnte ALBRECHT nicht länger verweilen. Er rafft eine kleine Armee geschwind zusammen, eilt schnell den Feinden entgegen, will sie von fernern Grausamkeiten abhalten, ihnen, wofern kein ander Mittel fruch-

fruchten sollte, ein entscheidendes Treffen liefern, und sie, wenigstens auf eine Zeit lang mit Schrecken verjagen. Aber kaum ist er in der Nähe des türkischen Heeres angelangt, so ergreift eine schleichende Pest, die sich in eine Art von Ruhr geendigt haben soll, grausam beide Armeen: und ALBRECHT der zweite und MURAD der zweite kehren unverrichteter Sache zurück.

Man sieht also, dass unsere beiden vor-
trefflichen Fürsten, so sehr sie auch den Frieden liebten, dennoch in Kriege, besonders mit dem alten Erbfeinde des christlichen Namens, verwickelt wurden.

Der Ruhm von der weisen Leitung der
Geschäfte des Staats unsers ALBRECHTS und
LEOPOLDS erscholl, wie wir schon oben gesehen haben, von einem Throne der europäischen Monarchen zum andern. Alle gleichzeitigen Fürsten schätzten sich glücklich, mit ihnen in Unterhandlung stehen zu dürfen. Dies scheint der Grund zu seyn, warum wir einige Aehnlichkeiten bei ihnen auffinden, die nicht nur einzig in ihrer Art, sondern überdies auch noch bewundernswürdig genug sind, um unsere Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke zu fesseln.

Sie

Sie erhielten beide von allen Seiten und Winkeln Europens her Gesandtschaften und Versicherungen der Freundschaft ohne Zahl. In dem Zeitalter LEOPOLDS war dies weiter nichts ausserordentliches. Es scheint vielmehr als blosser Cerimonie gebräuchlich zu seyn; und mancher Fürst mag zuverlässig einem andern seinen feierlichen Gruss durch seinen Diener abstatte lassen, von welchem er wünschte, dass er sich schon längst jenseit des Grabes befände.

Ganz anders aber verhielt sich die Sache zu den Zeiten des ALBRECHT. Hier wusste man noch äusserst wenig von erkünstelten Ehrenbezeigungen. Alte deutsche Biederkeit vertrat die Stelle der neuern Scheinheiligkeit. Man sagte mehr nichts, als was man genau für wahr hielt. Man verschwendete noch keine Worte, sondern legte beinahe jedes vor seiner Erscheinung auf die Goldwaage. Noch viel weniger schickten damals sich Fürsten Gesandtschaften mit leeren Ausdrücken der Hochachtung, Freundschaft und Liebe ohne Bedeutung. In diesen Verhältnissen und bei solchen Gewohnheiten will es gewiss sehr viel sagen, und beweist zu gleicher Zeit das grosse Ansehen und die Vortrefflichkeit des Empfängers,

gers, wenn ALBRECHT von den meisten seiner Zeitgenossen Botschaften erhielt, die ihm Versicherungen der Hochschätzung und des Vertrauens ihrer Höfe überbrachten.

Aber unsere beiden lebenswürdigen Fürsten empfingen auch noch sogar Gesandtschaften von einer andern europäischen Macht, die ihre Besitzungen über alle drei Theile des festen Landes ausgedehnt hatte, und die wohl bisweilen Jahrhunderte verfliegen liess, ehe sie einen Monarchen der alten Welt so viel würdigte, ihm eine feierliche Botschaft zuzuschicken.

LEOPOLD erhielt bekanntlich einige Wochen, oder vielmehr einige Tage vor seinem Absterben die feierliche Gesandtschaft von der ehemals stolzen, jetzt gedemüthigten, osmanischen Pforte, um demselben ihre Dankbarkeit für die gütige Annahme des Friedens zu überbringen.

So wenig Menschenliebe auch MURAD, samt seinen barbarischen, von ihm jedoch einigermaassen in kultivirte ungeschaffenen, Türken bei dem Einbrechen in fremde Länder verrieth, so ist es doch gewiss zu verwundern genug, wenn er ALBRECHTEN aufrichtig liebte, und dies unter andern durch eine
feier-

feierliche Botschaft ausdrücken liess, deren Vorgang oder Ereigniss uns der gleichzeitige WINDECK mit wenigen Worten aufbehalten hat, von denen die vorzüglichsten folgendermaassen tönen: „Also sante der Dorke seine potschafft zu dem König ALBRECHT vnd lis In verstan und lesen, das er nit streiten solt mit Im, wenne er hette allwege acht manne, wo er einen hette — — wenn der Dorke yne schriep, *er horet sagen, wie gar ein frumer Furste und König er were, des wolt er In genissen lassen.*“ —

Wer könnte sich wohl noch enthalten, hier auszurufen: sie sind sich beide auch sogar in allen äussern Verhältnissen ähnlich! —

Politische Verbindungen der Staaten unter sich haben ihr Gutes und ihr Böses, sowie alle Dinge der Welt eine gute und eine schlechte Seite haben. LEOPOLD und ALBRECHT glaubten einige Vorthelle und etwas Vorzügliches darin für ihre Länderbewohner zu finden, wenn sie mit andern Staaten feste Bande der Freundschaft knüpften und überhaupt mit ihnen Verbindungen eingiengen. Daher finden wir hier eine Gleichheit, die mit ihren Folgen wirklich erstaunenswertig ist, und die allein schon

schon hinreichen würde, um eine Parallele zu rechtfertigen.

In jenen kritischen Lagen, in welchen sie sich beide befanden, schlossen sie Bündnisse mit einigen und eben denselben Höfen, nicht um dadurch neue Besitzungen zu erwerben, sondern blos um ihre alten Länder desto leichter vor jedem feindlichen Angriffe vertheidigen zu können. Dies zeigt zwar einige Schwäche und Misstrauen in ihre eigenen Kräfte: aber es war stets eines von den Merkmalen weiser Männer, dass sie nicht allzu vieles Selbstvertrauen in ihre angeborne Stärke legten.

ALBRECHT verband sich mit dem brandenburgischen und sächsischen Hofe zur wechselseitigen Vertheidigung der Länder. Und welchem Deutschen kann es noch wohl unbekannt seyn, dass LEOPOLD seine freundschaftlichen Vereinigungen mit den Höfen von Berlin und Dresden, gleichfalls zur Vertheidigung der wechselseitigen Staaten, eingieng? — Stand überdies noch LEOPOLD in Traktaten mit der Beherrscherinn aller Reussen; so war ALBRECHT noch mit seinem nachbarlichen Herrscher von Baiern in engere Unterhandlungen und Verbindungen getreten.

Doch,

Doch, es sind noch einige andere Aehnlichkeiten übrig, die sich mehr auf ihr eigentliches Privatleben einschränken, ihre Familienverhältnisse umfassen, und die jetzt flüchtig zu durchlaufen, unser Zweck seyn soll. Diese kleine Abhandlung noch viel weiter auszudehnen, würde mich befürchten lassen, die Aufmerksamkeit meiner theuern Mitbürger, anstatt zu unterhalten, durch geringfügige Sachen zu ermüden. Alles würde ich thun, nur dies nicht. Daher fassen Sie nur noch auf einige Secunden Geduld; und wir sehen sogleich das Ende. Ich will kurz seyn; und dann es Ihnen ganz zu beurtheilen überlassen, ob jemals sich Fürsten ähnlicher gewesen sind, als die unsrigen beiden lebenswürdigen Männer es waren.

Lassen Sie uns also den ersten Blick auf ihre Familienangelegenheiten werfen, einige ihrer häuslichen Verhältnisse überschauen, und ihre körperlichen Beschaffenheiten betrachten. Weder LEOPOLD noch ALBRECHT hatten mehr, als *eine* Gemahlinn. Sie begnügten sich mit derselben ihr ganzes Leben hindurch. Diese liebten sie aber auch aus dem Grunde. Je öfter man in der Welt, Völker und Menschengeschichte, Monarchen und Für-

Fürsten aller Art antrifft, bei denen es zur Gewohnheit ward, Beischläferinnen ohne Zahl zu halten, so muss man sich um desto mehr verwundern, dass diese allgemeine Gewohnheit bei unsern beiden vortrefflichen Machthabern keinesweges Statt gefunden zu haben scheint. Eben darum aber waren ihre Ehen auch weit gesegneter, als viele andern. Die Früchte ihrer feurigen Liebe beweisen dies deutlich genug. ALBRECHT zeugte vier Prinzen und Prinzessinnen. LEOPOLD hingegen ward grade mit noch viermal so viel, nämlich sechzehn, von der Natur beschenkt.

So sehr sie beide auch ihr Volk, oder ihre Völker verehrten, sie als ihre grossen Familien ansahen, und die Mitglieder derselben als ihre Kinder liebten; so verachteten sie darum doch eben so wenig ihre eigenen Familien.

Wer sich wahre Hausväter einer zahlreichen Familie zu denken und seine Wirthschaft nach zwei grossen Mustern einzurichten willens wäre, der müsste sich ALBRECHTEN und LEOPOLDEN denken, und von diesen zwei bewundernswürdigsten und weisesten aller Kaiser sein Haus regieren lernen. Sie waren weder verschwenderisch noch geitzig; sondern be-

beobachteten die goldene Mittelstrasse bei jedem Ereigniss auf das genaueste. Niewichen sie aus zur Rechten, oder zur Linken: stets blieben sie mässig und tugendhaft: stets wandelten sie ihren Gang ruhig, vorsichtig und ohne Geräusch dahin.

Bei ihren ununterbrochenen Arbeiten und anhaltenden Beschäftigungen in Staats- und Regierungssachen behielten sie nur äusserst wenig Zeit für ihre eigenen Familien übrig. Die Zeit des Essens war es allein, welche sie auf dieselben wenden, und in der sie sich mit ihnen unterhalten konnten. Aber in diesen wenigen Stunden wirkten sie weit mehr auf den Charakter, auf die Sitten und auf die Denkart ihrer Prinzen- und Prinzessinnen, als vielleicht kaum hundert Professoren der Moral und Beredtsamkeit zusammen genommen, bei allem ihren Kollegienlesen, auf die jungen Herzen gewirkt haben würden. Weit entfernt waren sie, dies durch Härte, Strenge oder gebieterische Befehle zu verrichten: nein! Güte, väterliches Wohlwollen und sanft-überzeugende Sprache bildete die jugendlichen Gemüther; und unvermerkt wandelten auch diese auf dem Pfade der Tugend dahin. Allein das können auch nur wirklich weise Männer vollbringen!

Angenehm und heiter war übrigen ihre Gesellschaft mit Freunden aller Art. Sowohl mit einheimischen, als ausländischen Gesellschaftern unterhielten sie sich so munter und lebhaft, dass man oft glaubte, frohe Menschen von einem und demselben Stande zu sehen. Besonders würzte eine gewisse lakonische Kürze alle ihre fröhlichen Gespräche. Ihre Launen und Scherze kamen bisweilen eben so unvermuthet, schnell und überraschend, wie bei FRIEDRICH dem Einzigen es stets gewöhnlich war.

Aber wir finden noch eine andere Aehnlichkeit bei ihren Familien, die sich uns eben so angenehm, als unvermuthet aufdringt. Die Prinzessinnen und Prinzen unserer beiden Machthaber wurden so vortrefflich erzogen, dass ihr sittlicher Ruhm sich über ganz Deutschland und alle benachbarten Länder verbreitete. Zwei junge Fürsten waren es vornehmlich, die Verzicht auf jeden Ländererwerb und jedes Gebiet leisteten, und alle Mühe sich gaben, zwey von diesen wohl erzogenen und einnehmenden Prinzessinnen zu heirathen. Herzog WILLHELM, Bruder des damaligen Kurfürsten von Sachsen, vereinigte sich mit einer von den Prinzessinnen ALBRECHTS. Eben so vermählte sich der Prinz ANTON, Bruder des jetzigen

tzigen Kurfürsten von Sachsen, mit einer von den Prinzessinnen LEOPOLDS. Seitdem wird THERESIA von jedermann geschätzt, von allen geliebt und überhaupt als die Zierde von ganz Sachsen angesehen.

Also wurden zwei Prinzessinnen unserer beiden wohlthätigen Machthaber an zwei kurfürstliche Brüder aus einem und demselben Hause vermählt. Wer vermag es, in Familienangelegenheiten sich eine noch auffallendere Gleichheit zu denken?

Bei so seltenen Männern ist alles merkwürdig, ihr Inneres sowohl, als ihr Aeusseres. Dass sich ihr Inneres und alle daraus entspringenden Wirkungen ähnlich waren, haben wir gesehen. Ihre körperliche Gestalt aber glich sich eben so sehr. Schön und wohlgewachsen waren sie beide. Ihr Antlitz hatte nichts von der falen Todtenblässe, welche die Wollüstlinge bezeichnet; sondern ihre Gesichtsbildung war beinahe idealisch gestaltet: eine männlich braune Farbe zierte dasselbe: gewisse Züge machten es besonders sehr reizend und schön. Einige Schriftsteller haben ALBRECHTEN sogar den Zunamen des *Schönen* gegeben, und versichern hierbei, er wäre zu seinen Zeiten allgemein für den Schönsten anerkannt worden. Diejenigen, welche bei

LEOPOLDS Kaiserwahl in Frankfurt zugegen gewesen sind, sagen einstimmig, dass er schön und liebenswürdig von Gestalt gewesen sey. — Sie nahmen schon, ehe sie noch einmal gesprochen hatten, beim ersten Anblick jeden Sterblichen durch ihre Miene ein, die stets Wohlwollen und Liebe verrieth. Und thaten sie erst ihren Mund auf; so bezauberten sie die Umherstehenden, und jeder gieng getöset, froh und vergnügt von dannen.

Uebereinstimmungen von einer andern Gattung sollen jetzt hier die Stelle einnehmen. Wir haben schon gesehen, dass unsere beiden Fürsten noch als Herzoge den Luxus einzuschränken suchten. Aber sie thaten nicht nur dies zu jener Zeit, sondern sie waren auch noch als Kaiser so wenig luxuriös, dass sie auch dann noch allen ihren Völkern als nachahmendes Beispiel in diesem Stücke, so wie in jedem andern, vorangiengen. Merkwürdig ist es doch gewiss, dass die grössten unter den Monarchen in allen Jahrhunderten, in allen Ländern und in allen Himmelsstrichen immer so äusserst wenig auf den Kleiderschmuck hielten. Man sehe auf FRIEDRICH den Einzigen, PETER den Grossen, HEINRICH den Grossen, ALFRED den Grossen, KARL den Grossen, — und man wird in ihrer Kleidung über-

überall die grösste Einfachheit gewahr werden. Beinahe sollte man auf den Einfall gerathen, dass in den schöngekleideten Monarchen sowohl, als in über schöngekleideten Privatpersonen die kleinsten Seelen wohnen möchten.

ALBRECHT und LEOPOLD kleideten sich gemeiniglich ganz einfach, und waren die geschworensten Feinde alles eitlen Gepränges. LEOPOLD war bei der Kaiserkrönung in Frankfurt so prunklos angethan, dass einer den andern fragte: „ist das der Kaiser?“ — ALBRECHT sagte oft: „Weiber müssen sich putzen und schmücken, um ihre Verdienste von aussen hervorleuchten zu lassen; weil sie keine andern haben; Männer hingegen, und vorzüglich Fürsten müssen blos durch innere Tugenden und heldenmüthige Eigenschaften glänzen.“ — So dachten, so handelten die vorzüglichsten und weisesten aller Kaiser! — Wer sollte diese Männer nicht aufrichtig lieben?

Wenn es jemals Fürsten gegeben hat, die arbeitsam, thätig und unermüdet in ihren Geschäften waren, so sind es zuverlässig die unsrigen beiden gewesen. Sie arbeiteten in den Geschäften des Staats mit einem Eifer, über den man sich freuen, mit einer Leichtigkeit, die man bewundern, und mit einer Schnelligkeit, über die man erstaunen muss, Anstatt

statt dass andere Herrscher sich lange rüsten, ehe sie nach und nach zu den Geschäften hinüber wandern, ganz gemächlich dann mit der Sache verfahren, und vom Anfange der Arbeit bis an das Ende derselben gewaltig gähnen; — schritten unsere beiden lebenswürdigen Machthaber muthig zur Arbeit, setzten die verwickeltsten Sachen ohne Schwierigkeiten durch, und führten die verworrensten Handel ohne viele Mühe kraftvoll aus.

Aeusserst selten, vielleicht gar niemals, entfloh ein Tag, an welchem sie nicht für das Wohl ihrer Mitbürger gearbeitet und wenigstens etwas zu ihrer Glückseligkeit mit beigetragen hätten. Nie fühlten sie sich heiterer und glücklicher, als wenn sie des Abends ihre vielfachen Geschäfte des Tages überzählen, und, so zu sagen, gleichsam mit sich selbst Rechnung über ihre Staatsverwaltung ablegen konnten. Sollten Männer, die sich so ganz für das Glück ihrer Nebenmenschen aufopfereten, nicht vor allen andern den Zunamen eines, oder der zwei wahren *Weisen* verdienen?

Des Aufbewahrens werth sind die beiden Männer, welche unsern zwei Kaisern in den Geschäften des Staats hülfreiche Dienste leisteten. Wenn der Graf von SCHLICK einer der
fähig-

fähigsten Männer seiner Zeit war, und die Regierungsgeschäfte dort überall glücklich ausführte, wo ALBRECHT daran verhindert wurde: so scheint der Fürst von KAUNITZ gleichfalls keiner der unfähigsten Männer seiner Zeit gewesen zu seyn, und die Staatssachen nicht mit viel weniger glücklichem Erfolge geleitet zu haben, wo LEOPOLD verhindert ward, sie selbst auszuführen. — *Aeneas* SYLVIVS sagt von SCHLICK: „er hatte eines der fähigsten Genies, eine bezaubernde Beredtsamkeit, war ein grosser Verehrer der Gelehrsamkeit, und überhaupt zu allem geschaffen, was er vornahm.“ Er diente drei Kaisern — „was vorher etwas ganz unerhörtes war,“ fügt SYLVIVS hinzu — und würde eben so, wie der Fürst von KAUNITZ, viere gedient haben, wenn FRIEDRICH der dritte nicht so ungeheuer lange, zur grössten Schande und zum grössten Nachtheil von ganz Deutschland, das schläfrige Staatsruder noch schläfriger geführet hätte.

Einer von den grossen Vorzügen unsers Zeitalters vor so manchem andern scheint darin zu bestehen, dass jetzt aufgeklärtere Fürsten — anstatt dass ehemals unwissende, barbarische Tyrannen ohne Scheu die Menschen misshandelten — ihre Millionen von Länderbewohnern regieren, dass sie Gelehrte
schä-

schätzen, sogar oft selbst Gelehrte sind, dieselben zwar als die armseligsten Geschöpfe auf Gottes weitem Erdboden betrachten, sie dabei aber zugleich — wie bisweilen die grössten Despoten Asiens aus Furcht es auch zu thun pflegen — als den edelsten Theil des Menschengeschlechts ansehen, und sie nach ihren Talenten, Fähigkeiten und Verdiensten zu begünstigen, zu erhöhen und zu belohnen wissen. Der grösste Gewinnst wird dadurch auf ihre Seite geschleudert: denn sie machen oder machten die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts eben so unvergesslich, wie ein TRAJAN, ANTONIN, *Mark* AUREL die ihrigen. Sie selbst erlangen also den überwiegenden Vortheil für sich, dass ihre Namen nach einem Jahrtausend noch wahrscheinlicher Weise mit eben der Ehrfurcht, wie es bei jenen geschieht, von der dankbaren Nachwelt werden ausgesprochen werden.

Aber durchläuft man die grosse Geschichte der Vorzeit, und findet man in den reichhaltigsten aller Annalen von Deutschland in seinem rohesten Zustande einen Mann, der die Wissenschaften überaus schätzte, vorurtheilfreie Gelehrten liebte, und dabei selbst kein müssiger Zuschauer war; so muss doch gewiss jeder deutsche Weltbürger diesen vor-
treff-

trefflichen Fürsten vor tausend andern aufrichtig verehren und lieben.

Ob ALBRECHT und LEOPOLD vielleicht aufmerksam darauf geworden seyn mögen, durch Begünstigung und Beförderung der Wissenschaften ihre Namen unsterblich, und folglich ihren Ruhm noch ausgebreiteter zu machen, scheint nicht leicht zu bestimmen zu seyn. Indessen leuchtet so viel aus allen ihren Handlungen hervor, dass sie niemals daran dachten, ihren Ruhm zu vergrössern, sondern alles blos um sein selbst willen thaten, auf dem ihnen angewiesenen Standorte so viel leisteten, als nur irgend ein Mensch zu verrichten fähig war, die Tugend bei weitem über alles schätzten, zu desto geschwinderer Erlangung derselben sich den Wissenschaften gänzlich widmeten, und daher die Gelehrten als ihre Gesellschafter und als gleiche Mitwürker für das allgemeine Wohl der Menschheit hochachteten. Um desto mehr Lob verdient aber auch ihr Lebenswandel, da es ihnen einzig und allein darum zu thun war, das Glück ihrer Mitbrüder durch jedes Mittel zu befördern, und da sie beide gleichweit von der Ruhmbegierde sich entfernt hielten.

LEOPOLD schätzte die Gelehrten auf alle Weise. Die Wissenschaften suchte er in Toskana

kana durch jedes Mittel, auch sogar dadurch zu befördern, dass er den Schriftstellern beinahe eine völlig unumschränkte Pressfreiheit erlaubte, welches für Italien gewiss eine ganz unerhörte Sache gewesen seyn muss. Ach wie spieh der römische Oberponze Gift und Galle dagegen! — Merkwürdig ist es, dass die Fürsten des heiligen römischen Reichs den Besten der Fürsten feierlich schwören liessen, die Bekanntmachung der ketzerischen Schriften zu verhindern, oder, welches einerlei ist, die Pressfreiheit einzuschränken. —

Von unserm ALBRECHT versichern alle Schriftsteller, dass er die Gelehrten überall in seiner Gesellschaft gehabt, sie wie seine Kinder geliebt, und oft seine vertrautesten Freunde genannt habe. Wer ist wohl unter allen Bewohnern von Deutschland, der diesen zwei Kaisern noch seine wahre Hochachtung und Ehrfurcht versagen könnte?

Allein sie legten beide ihre feurige Liebe zu den Wissenschaften noch auf eine andere Art öffentlich an den Tag. So ruhmwürdig es auch ist, wenn Fürsten den Wissenschaften sich weihen und den Künsten sich ergeben; so ist es noch weit lobenswürdiger, wenn sie dieselben zugleich durch gelehrte und gute Anstalten zu befördern suchen. LEOPOLD er-
rich-

richtete höhere Schulen, verbesserte die alten Universitäten und stiftete neue Akademien, um dadurch seinen Bürgern die nützlichsten Kenntnisse desto geschwinder und leichter erwerben zu lassen. — Eben so thätig zeigte sich unser ALBRECHT bei Beförderung der Künste und Wissenschaften. Die Universität zu Mantua hat seiner Vorsorge allein ihr Daseyn zu verdanken. Er bestätigte sie am Neujahrstage 1459. Ein abermaliger Beweis, dass er an keinem Tage unbeschäftigt blieb, sondern unaufhörlich für seine Mitbürger arbeitete.

Und nun möchte es unstreitig wohl einmal Zeit seyn, zu den letzten aller Vergleichen zu schreiten, sie sterben zu sehen, und ihnen den letzten Dank zu zollen. — Sowohl ALBRECHT als LEOPOLD gaben der Natur ihren Körper schon in der Blüthe ihrer Jahre wieder zurück. Kein Mensch vermuthete ihren Tod so geschwind: denn sie starben beide sehr plötzlich. Frisch und gesund war LEOPOLD, als er ohne alle Erwartung in einigen Stunden, oder Minuten in den Armen seiner Gemahlinn verschied. Eben so munter und gesund war ALBRECHT, als er in Ungern auf einmal eine grosse Uebelkeit empfand, sich vorsetzte sogleich nach Wien zu reisen, hier noch seine Gemahlinn zu sehen, und
wenn

wenn das Schicksal es über ihn verhängen hätte, in ihrem Schoosse zu erblassen. Aber der unbarmherzige Tod liess ihm seinen Wunsch nicht ausführen, übereilte ihn noch unterwegs, und er musste seinen Geist in einer kleinen, niedern Hütte aufgeben.

Ueber ihr schnelles Absterben sind der Vermuthungen so viele entstanden, dass es beinahe ziemlich schwer wird, sich durchzuarbeiten, und hier die Wahrheit zu finden. Einige lassen unsere beiden vortrefflichen Fürsten eines natürlichen, andere eines unnatürlichen Todes sterben. Iene sagen, ALBRECHT sey wegen eines, durch Erkältung allzu heftig entstandenen Durchlaufes, welchen man die Ruhr genannt hat, dem Tode so geschwind in die Hände gefallen: und LEOPOLD sey an der nehmlichen Krankheit gestorben, indem er einen zu starken Durchlauf gehabt hätte, und diesem durch ein schon oft bewährt gefundenes Mittel sogleich Einhalt zu thun willens gewesen wäre; das Mittel hätte allzu mächtig gewirkt, und er wäre dadurch ein Kind des Todes schon so frühzeitig geworden. Sie hätten also beide nach dieser Meinung einen gleichen Tod gehabt.

Die zweite Parthei behauptet und will sich durch keine Vorstellungen auf eine andere

re

re Meinung zurückbringen lassen, dass ALBRECHT sowohl, als LEOPOLD eines unnatürlichen Todes dahingeschlummert wären. Man könne, sagen die Vertheidiger dieser Meinung, es schon daher sehen, dass sie keines natürlichen Todes gestorben wären, weil sie in den schönsten Jahren ihres Lebens so ganz unvermuthet und plötzlich dahingerafft wurden. Die Ursache müsse entweder ausser ihnen, oder in ihnen selbst gelegen haben. Da sie aber keinesweges in ihnen gelegen, sie wenigstens dies durch keine Merkmale voriger Krankheiten zu erkennen gegeben hätten; so könne man sicher annehmen, dass die Ursache ausser ihnen befindlich gewesen seyn müsse. Folglich sey es unmöglich, dass jemand, der von aussen her dazu angetrieben worden wäre, eines nach dem Laufe der Natur bestimmten Todes gestorben seyn könne. Jedoch um die logikalischen Formeln zu verlassen, habe sich ALBRECHT gleich nach dem Genusse eines Fasans sehr übel befunden; und LEOPOLD sey — nach dem Berichte einiger öffentlichen Blätter, an einer innern Entzündung verschieden.

Und wäre es denn wohl wirklich eine Schande, oder etwa gar ein Schimpf, wenn sie durch ein gewaltsames Mittel aus diesem
Leben

Leben gebracht worden wären? Bei kleinen, unansehnlichen, schwachen Menschen, welche die gewöhnliche Laufbahn nicht verlassen können, ist ein solches Mittel wohl nur noch sehr selten angewendet worden: aber bei wirklich grossen, hervorragenden und wahrhaft guten Menschen scheint es nur allzu oft der Fall gewesen zu seyn. Wie könnte dies also schimpflich, oder auch nur beleidigend seyn? Es ist vielmehr für alle Zurückgebliebenen eine wahre Ehre, in ihrer Familie einen, oder mehrere grosse Männer gehabt zu haben, welche die bange Furcht auf keine Weise ertragen, und an die der Neid sich zu versündigen, nicht unterlassen konnte. Starb ein AGRIKOLA, ein HANNIBAL, ein SOKRATES nicht unendlich ruhmwürdiger, als Tausende von asiatischen Regenten, die ihr ganzes Leben hindurch weiter nichts merkwürdiges thaten, als ihre Zeit, von deren Kostbarkeit sie keinen Begriff hatten, bei dem weiblichen Geschlechte in ihrem Harem müssig und langweilig dahinschleuderten?

Doch wozu nützen viele Reflexionen und Betrachtungen der Art? — Genug, sie starben beide sehr schnell: wurden grade zu der Zeit und in den Jahren aus ihrem grossen Wirkungskreise gewaltsam entrissen, in welchen
chen

chen sie die schönsten Erwartungen und die schmeichelhaftesten Hoffnungen allen ihren Länderbewohnern gaben, und nun erst wurden sie von ganz Europa recht eifrig geschätzt, — betrauert, — beweint — und beklagt. Ein solches Ende nahmen die zwei besten, weisesten und folglich grössten aller Kaiser! — Seit *Christi* Geburt, sagt der gleichzeitige WINDECK, ist kein König von Edlen und Unedlen, von Reichen und Armen, so sehr beweint worden, als er. Und ich füge hinzu: Seit Entstehung der Welt bis auf diesen Augenblick hat es keinen würdigern Kaiser gegeben, keiner gerechter regiert, und keiner ist von allen Rechtschaffenen wehmüthiger beweint worden, als sie.

Iedoch um alle Aehnlichkeiten zu erschöpfen, wird es nöthig seyn, noch einmal flüchtig über ihr tugendhaftes Leben hinzublicken. Der einzige LEOPOLD starb in seinem fünf und vierzigsten Jahre: und der vortrefliche ALBRECHT starb — in seinem fünf und vierzigsten Jahre. — ALBRECHT herrschte über Oesterreich fünf und zwanzig Jahre, und LEOPOLD regierte über Toskana fünf und zwanzig Jahre. — Wenn ALBRECHT über Deutschland die Oberregentschaft achtzehn Monate lang führte; so verwaltete LEOPOLD die erste Stelle
von

von Deutschland grade auch achtzehn Monate lang. Und jetzt frage ich jeden meiner theuren Mitbürger: können Sie sich noch zwei Monarchen von grösserer Gleichheit denken?

Zuverlässig glaubte keiner von beiden, in einem so frühen Alter das Schauspiel dieser Welt verlassen zu müssen; und dennoch hinterliessen sie beide ihren letzten Willen feierlich und schriftlich verfasst. Das ist also wieder ein neuer Beweis, wie vorsichtig, planmässig und behutsam sie bei jedem Geschäfte des Lebens zu Werke gegangen seyn und welche Rücksichten sie stets auf das zukünftige Schicksal ihrer Familien genommen haben müssen.

Noch finden wir sogar bei ihren Gemahlinnen eine Aehnlichkeit. ELISABETH liebte ihren ALBRECHT sehr zärtlich, weinte nach seinem Tode die bittersten Thränen, und härmte sich in der Folge so sehr, dass sie nach einem Zwischenraume von zwei Jahren gleichfalls aus dieser Welt schied. — Eben so giengs der Gemahlinn LEOPOLDS. Immer liebte sie ihn mit den wahren Empfindungen einer Gattin. Wegen seines schnellen Absterbens grämte sie sich in einem so hohen Grade, dass sie in eine Krankheit nach der andern verfiel, zusehends ihre Kräfte verlor, immer schwächer wurde, und nach einem kurzen Zeitlauf

von

von zwei Monaten ihren Geist ebenfalls aufgab. — So nahmen ihre Gefährtinnen nicht nur bei ihrem Leben an jeder freudigen, oder traurigen Begebenheit Theil; sondern sie wünschten auch nach ihrem Tode, verlassen von ihren Begleitern, die Reitze der Natur nicht länger allein zu geniessen.

Wollte ich diesen beiden Herrschern von Deutschland ein Denkmal des Ruhms setzen; so würde es nur sehr dürftig ausfallen, ich würde dazu viel zu schwach seyn, dadurch meine Blösse zu erkennen geben und nur meine Ohnmacht zeigen. Aber enthalten kann ich mich nicht, zu sagen, was Wahrheit ist und was aus dem Innersten des Herzens fiesst.

In dem Augenblicke der Erhebung selbst ertrugen nicht nur beide Monarchen, sondern wollten sie, suchten sie, durchdachten sie den Anblick der Vergänglichkeit aller Hoheit, drückten sie sich freiwillig die grosse Wahrheit ins Herz, die nur zu oft auf den Thronen vergessen wird; dass keine Erhabenheit und Grösse auf Erden, auch nicht den der *Ersten* der Fürsten, von dem Schicksal des Letzten der Menschen rettet; dass es einen noch unendlich wichtigern Schritt giebt, als den vom Unterthan zum Kaiser, den letzten allentscheidenden Schritt vom Kaiser — zum

N

Staub

Stanb; das unfehlbar die Stunde kommt, wo die furchtbare Wagschale der Geschichte, wo die unendlich furchtbarere Gottes die Fürsten wägt; wo nichts auf Erden von ihnen übrig bleibt, als der Ruhm ihrer Tugenden, oder der Fluch ihrer Uebelthaten; nichts ihnen in die Ewigkeit nachfolgt, als das freudige Bewusstseyn der beglückten, oder das qualvolle der gekränkten, untertretenen Menschheit.

LEOPOLD und ALBRECHT waren überhaupt Männer, wie es deren nur wenige giebt, vielleicht ausser diesen beiden gar keine. Sie begehrt keine Länder, sie befriedigten sich mit den ihrigen. Wo findet man Regenten, die nicht begierig wären, ihre Reiche zu vergrößern? — Aber das thaten unsere beiden vortreflichen Fürsten nicht. Sie begnügten sich, wie wahre Weisen, mit ihrem erlangten Erbtheile. Sie verabscheuten den Krieg, die blutigen Auftritte, das schreckliche Gemetzel ihrer Mitmenschen. Sie liebten den Frieden, die Ruhe, die Einsamkeit; sie liebten ihre Mitbürger, ihre Diener, ihre Unterthanen, wie Kinder. Und diese Gott ähnlichen Männer sollten über jenen Helden nicht hoch emporstehen, die ihren Ruhm durch Menschenblut gründeten? — sie sollten jene unbarmher-

herzigen Krieger nicht weit übertreffen, welche grosse Länder eroberten, unzählige ihrer Mitmenschen schlachteten, und sich im Menschenblute baadeten, blos um dadurch ihre eigennützigen Begierden zu befriedigen?

Mag sich immerhin ALEXANDER, XERXES, ATTLA, KANUT der Grosse, Kaiser KARL der fünfte und Tausende von andern die Unsterblichkeit erworben haben: sie erwarben sich dieselbe durch ihre un menschliche Greuelthaten. Sie wussten nichts, oder nur äusserst wenig, von jenem süssen Vergnügen, welches weise Männer im Frieden geniessen. Sie wussten nichts von jener Völkerbeglückung, welche mit unsterblichem Ruhme die Weisen krönt.

Was hat es den grausamen Tyrannen geholfen, dass sie ihre Mitmenschen in die Schlachten, Treffen, Bataillen schickten? dass sie dieselben ihrem Ehrgeitze aufopferten? dass sie ihre Untergebenen mit kaltem Blute morden liessen? — Was hat es ihnen zuletzt gefruchtet, dass sie durch solche abscheuliche Greuelthaten ihre Länder vergrössert haben? was hat es den Despoten endlich genützt, dass sie durch Verbrechen, Laster und Missethaten sich einen befleckten Ruhm erworben haben? ruht nicht der Fluch auf ihnen?

Aber wie selig, wie glücklich sind unsere beiden Fürsten dagegen! Nie beleidigten sie Menschen, nie fügten sie ihren Mitbürgern irgend ein Leid zu. Völkerbeglückung war ihr vorgesetztes Ziel, auf welches sie unablässig los arbeiteten. Wer sollte diese Männer nicht aufrichtig lieben, die so unsäglich viel Gutes unter ihren Mitgeschöpfen bewirkten? wer sie nicht über alle andern hochschätzen? wer diese irdischen Götter nicht anbeten?

Unsere beiden wohlthätigen Machthaber übten das schon praktisch aus, was KANT unlängst erst theoretisch gesagt, und wodurch sich dieser grosse Mann unter seinen kleinen Mitmeistern verächtlich gemacht hat. Sie betrachteten die Menschen immer als Zweck, niemals als Mittel. Nur Despoten und Tyrannen können den Menschen missbrauchen, um ihre eigennützigen Absichten zu durchsetzen. Weise und wirklich gute Fürsten sind weit entfernt, so schändlich zu handeln: sie kennen diese Mittel nicht: und sollte sie ihnen auch ein Schmeichler vorschlagen; so denken sie grossmüthig, und verachten den Elenden samt seinen niederträchtigen Rathschlägen.

Wir mögen sie betrachten, von welcher Seite wir wollen, so erscheinen sie uns überall

all gerecht, liebe reich und menschenfreundlich. Ihr einziger Zweck aller ihrer Handlungen war bloß auf das Glück ihrer Untergebenen gerichtet. — Man hörte bei diesen vortrefflichen Männern nichts von Despotie. Sie verabscheuten selbst mehr, als irgend ein warmer Patriot, die Tyrannei. Sie liebten ihre Staatsbürger wie Kinder. Alles, was sie wirkten, zielte auf immer grössere Beglückung derselben ab. Und diese ausserordentlichen Fürsten sollten nicht ewiges Andenken und unsterblichen Ruhm mit weit mehrerm Rechte, als Tausende von andern, verdienen?

Ihre Namen werden mit jedem Tage dem Menschengeschlechte theurer werden. Aber woher kömmt diese Art von fast göttlicher Verehrung? — Wahrscheinlich daher, weil der grösste Lobspruch eines Fürsten der ist, *gut* genannt zu werden, und weil die andern nur klein neben diesen göttlichen Namen sind, der in allen Sprachen dazu gedient hat, das höchste Wesen, als die Quelle alles Guten damit zu bezeichnen.

Nicht die erhabenen Bildsäulen, nicht die stolzen Aufschriften sind es, welche Fürsten unsterblich machen; nicht jene Lobreden, welche öffentliche Unwahrheiten sind, die der Ehrgeitz und die Geldbegierde dem Mächtigen

gen

gen verkaufen: alles, was die Eitelkeit auf den Marmor, oder auf das Papier gezeichnet hat, verbraucht: aber die Geschichte der wohlthätigen Machthaber geht nicht unter. In dem Maasse, in welchem die Zeit die Menschengeschlechter vervielfältigt, wird man den Verlust, den man in ihnen erlitt,, erst in seiner ganzen Grösse fühlen, und die Drangsale, welche die gemeinen Herrscher über ihre Völker zu bringen pflegen, werden ihr Andenken nur noch rührender machen. Kurz man segnet die Fürsten, die nicht mehr sind, gleich als wenn sie den Menschen immer noch Gutes thun könnten.

Wie friedliebend LEOPOLDS Gesinnungen und wie vortrffleich seine Gedanken waren, kann man aus folgender kurzen Antwort ersehen. Als die Höflinge ihn zu überreden suchten, dass er gegen Frankreich losbrechen, die Freiheit zerstören, und den König, oder vielmehr seine Schwester, wieder in ihre vorigen Rechte einsetzen sollte; so antwortete er: *Der Staat hat keine Schwester.* — O, weiser, grosser, unsterblicher LEOPOLD, wo findet man deines Gleichen? — in welchem Welttheile, unter welchem Himmelsstriche, in welchem Zeitalter trifft man einen solchen Mann an, der seine Anverwandten bloß deswegen verachtet,

tet,

tet, um kein Menschenblut zu vergiessen, das für nichts zu ersetzende Menschenblut zu schonen? — Du allein bist es, der das letzte Decennium des achtzehnten Jahrhunderts krönst. Dich allein werden künftige Generationen lieben, verehren, bewundern.

Haben jemals Regenten den Beinamen eines *Vaters des Vaterlandes* verdient, so waren es gewiss unsere beiden lebenswürdigen Fürsten, denen er vor allen andern gebührt. Hoffentlich wird man ihnen, ob sie gleich nur eine kurze Zeit regiert haben, keinen andern Kaiser vorziehen wollen. Denn welcher war menschenfreundlicher, als sie? welcher leutseliger, als sie? welcher weiser, als sie? — wie liebe reich, wie väterlich sanft erschienen sie nicht ihren Untergebenen! mit welchem Gefühle des Wohlwollens und der Güte befanden sie sich nicht überall unter ihren Staatskindern! und mit welcher Würde verrichteten sie nicht alle ihre Geschäfte!

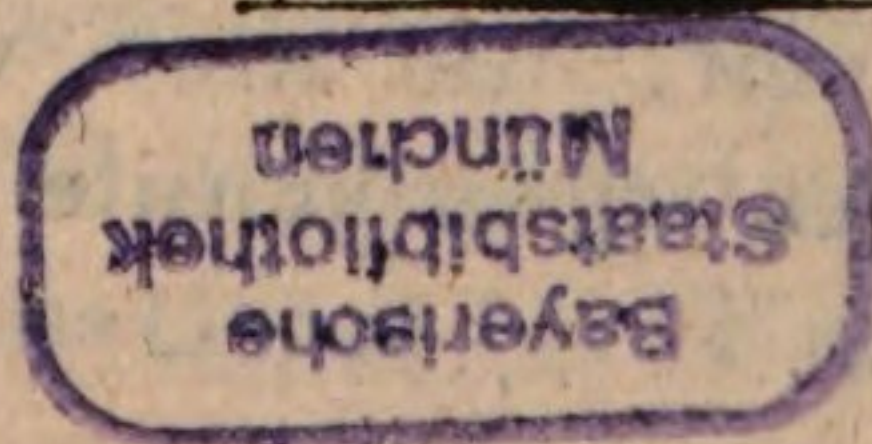
Zwei vollständige Lebensbeschreibungen dieser ausserordentlichen Männer, abgefasst im Geiste PLUTARCHS oder SCHROECKHS, müssten dem Kaiser, dem Könige, dem Fürsten, dem Feldherrn, dem Staatsmann und jedem andern Weltbürger die Bibliothek schmücken, sein kostbarstes Kleinod werden, und sein Handbuch bleiben, aus welchem er täglich neue Sachen lernen, die alten verbessern, und die zukünftigen regeln könnte.

Wenn

Wenn PLATO, MONTESQUIEU und ROUSSEAU sich ein vollkommenes Ideal eines Herrschers hätten entwerfen wollen, und sie hätten LEOPOLD II. und ALBRECHT II. gekannt, so würden sie dieselben als das grösste Muster aufgestellt und allen andern Regenten zur Nachahmung empfohlen haben.

Welcher Freund der Weisheit wird nicht den Monarchen lieben, der dieselbe auf seinem Throne sitzen lässt? PLATO rechnete die Epoke der Glückseligkeit der Völker von dem Augenblicke an, wo die Weisen die Krone tragen würden. Unter der Regierung LEOPOLDS II. und ALBRECHTS II. haben wir und unsre Väter den Ausspruch jenes Weltweisen in Erfüllung gehen sehen. — Mit Ehrfurcht nennt man die Namen solcher Männer: heilig bleibt ihr Andenken, gross ihre Tugend, unvergesslich ihre Bemühungen, und unsterblich ihr Ruhm.

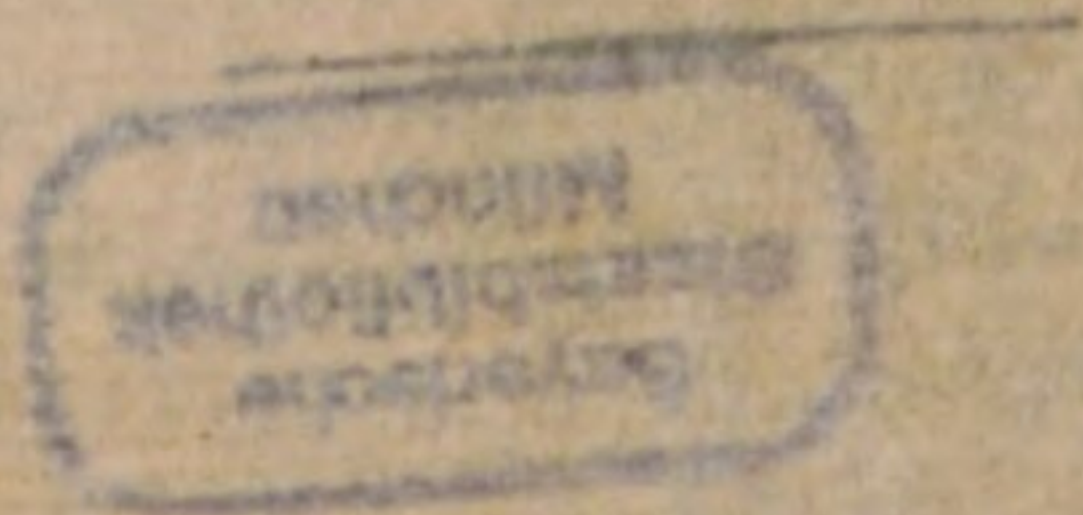
Wie gross sind doch die Fürsten, wenn sie auf diese Weise regiert haben! wie süss ist, ihnen einen schuldigen Tribut von Lobeserhebungen darzubringen, wenn ihr eigenes Beispiel die Menschen zur Tugend geführt hat, indessen ihre Gewalt die Verwegenheit und die Empörung zur Ruhe zurückführte!



... und ...
... eines Herrschers
... and sie hatten Leo-
... erkannt, so wür-
... als das grösste Muster auf-
... and allen andern Regenten zur Nach-
... zu sein.

... wird nicht
... aus ob-
... rechnete die
... der Völker von dem
... die Völker zu
... werden. Unter der Regierung
... ALBRECHTS II. haben wir mit unsre
... jenen Weltweisen in Er-
... gehen sehen. — Mit Ehrfurcht nennt
... solcher Männer: heilig bleibt
... Tugend, unvergess-
... und bewahrt ihr
... Ruhe.

Wie gerne wird doch ihr Leben, wenn sie
... wie süss ist,
... von Lobeser-
... wenn ihr eigenes
... geführt hat,
... Verwegenheit und die
... zurückführt!









Wackerbarth, August Joseph Ludwig von,

Parallele zwischen Leopold II. und Albrecht II

Leipzig 1793

Germ.g. 514

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017614-7

VD18 11623578